

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1956

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1956

7. Jahrgang

Zweites Heft – März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Albschäfer auf der Wanderschaft
Aufnahme: W. Walz

INHALT

Der Student von Ulm Von Clara Mayer-Bruckmann	41
Berggefühl Gedicht von Karl Hans Bühner	47
Die Entstehung der Fassade des Neuen Schlosses Von Hans Andreas Klaiber	48
Tore von der Alb ins Oberland Von Richard Lohrmann	50
Der Hungerbrunnen Von Hans Binder	53
Wasserschwinden in der südlichen Alb und ihrem Vorlande Von Gerhard Dittrich	58
Elektrische Leitungen im Straßenbild	60
Peter Goeßler zum Gedenken Von Hans Schwenkel	61
Der letzte Graf von Montfort sieht sterbend den See Gedicht von Werner Walz	64
Ludwig Finckh zum 80. Geburtstag Von Hermann Engelbard	65
Musik und Landschaft Von Otto Borst	66
Zur Musikkultur des einstigen Zisterzienserstifts Schöntal Von Anton Pfeffer	69
Vom Ulmensterben Von Hans Schwenkel	69
Liegt die „Wahrung der Landeskultur im Wald und im Forstwesen“ im Sinn des Natur- und Heimatschutzes? Von Hans Schwenkel	70
Anlände am Neckarkanal zu Füßen des Schiller-Nationalmuseums Von Hans Schwenkel	71
Das Weberstädtchen Laichingen schuf ein Heimatmuseum Von C. Lotze-Löffler	72
Karl Asal tritt in den Ruhestand Von Hans Schwenkel	73
Prinzessin von Monaco, die Burgfrau vom Lichtenstein Von Walter Weber	73
Abschied vom Julianischen Kalender	74
Noch einmal Maria Andreä Von Armin Wankmüller	75
Buchbesprechungen	75
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes .	79

Der Student von Ulm

Zeit- und Sittengemälde aus dem 16. Jahrhundert

Von Clara Mayer-Bruckmann

Diese Geschichte ist unauflöslich verbunden mit meiner frühesten Kindheit, denn sie spielte, wie jeder Ulmer wußte, in dem alten Patrizierhaus meiner Großeltern in der Hirschstraße, nahe der steinernen Brücke. Wenn wir Kinder ungezogen waren, dann hieß es immer bei dem Gesinde: „Wenn Ihr nicht brav seid, kommt der Student mit dem Kopf unter dem Arm.“ Damals lernte ich das Gruseln, es war noch manches Merkwürdige in dem alten Hause.

Hier die Erzählung: Es gab damals fahrende Scholaren, die mit dem Ränzel auf dem Rücken von Hochschule zu Hochschule pilgerten und oft mit dem Hunger kämpfen mußten. Ihre Tracht war ein langes schwarzes Gewand mit dunkelfarbenem Barett. Aus dem Bücherranzen ragte die nie fehlende Zither hervor, zur Linken hing ein gewaltiger Raufdegen, und die Rechte führte einen Knotenstock.

Der Jüngling, von dem jetzt die Rede ist, war hoch gewachsen, gesund und schön anzusehen. Er hatte schon eine tüchtige Strecke zurückgelegt und stand jetzt auf dem Michaelsberg mit dem großartigen Ausblick auf die Stadt. Feierliche Glockentöne schallten herauf, und rauschende Trompetenstöße kündeten den Beginn des festlichen Gottesdienstes im Münster. Es wurde ihm weich ums Herz, und wie so oft gedachte er seiner traurigen Herkunft, denn er kannte weder Vater noch Mutter. Aber einmal muß ich doch hinter das Geheimnis kommen, ging es ihm durch den Sinn.

Mittlerweile war er in die Stadt gekommen; er verspürte ordentlichen Hunger, musterte seine Barschaft und trat in eine Schenke. Als er wie von ungefähr aus dem Fenster schaute, entdeckte er zu seiner Freude einen Studienfreund, der sogleich hereingestürmt kam mit dem Rufe: „Bist Du es wirklich, Johannes Treumund?“ Sie umarmten sich. Es war Rudolf zur Linden, sein bester Freund, mit dem er in Padua studiert

hatte. Nun ging es an ein Erzählen, denn Rudolf wollte alles wissen.

Johannes hatte es nach der Abreise seines Freundes nicht mehr lange bei den Welschen gefallen, ein paar Monate darnach schnürte er sein Bündel und wanderte über die Alpen nach Frankreich, wo er sich in Paris niederließ, nebenher mit Lektionen Geld verdiente; dann ging es weiter nach Prag, doch auch hier litt es ihn nicht lange, und das Heimweh trieb ihn über den Rhein zurück nach Deutschland. Ein armer Scholar blieb er, der bald vor vornehmen Herren seine Gelehrsamkeit entfaltete, bald im Lichtkarz Schelmenlieder sang und zum Tanze aufspielte.

„Du mußt aber alles erfahren.“ Rudolf horchte auf. „Du weißt, wie einsam ich auf der Welt dastehe, ist es verwunderlich, wenn ich endlich wissen möchte, wie ich eigentlich auf die Welt gekommen bin? In solche Gedanken versunken ging ich eines Abends in Prag meiner Behausung zu, da hörte ich ein Wimmern und sah am Boden ein altes Mütterlein liegen, das vergeblich bemüht war, sich aufzurichten. Natürlich sprang ich herbei, um ihr zu helfen und sie heimzubegleiten. Als ich mich dann entfernen wollte, sah sie mir aufmerksam ins Gesicht und meinte: ‚Ihr seid ein guter junger Herr, aber nicht glücklich‘. ‚Ihr mögt recht haben, denn ich stehe ganz einsam in der Welt‘. Die Frau öffnete meine Hand und besah sich die Linien: ‚Nun, ein Glücksvogel seid Ihr offenbar nicht‘. Die wunderliche Alte durchforschte mein Gesicht und sagte dann: ‚Ihr seid gewiß aus dem Süden des Reiches? Geht wieder nach dem Süden, dort werdet Ihr erfahren, was Ihr wissen möchtet.‘ Diese Worte gingen mir immer durch den Kopf. Drei Tage nachher verließ ich die Stadt, durchreiste die südlichen Gegenden unseres Vaterlandes und kam mehr zufällig als absichtlich nach Ulm. Hier hast Du meine Geschichte.“

Rudolf hatte aufmerksam zugehört, dann füllte er die Gläser mit den Worten: „Das ist kein Zufall, sondern ein guter Geist, der Dich hierher geführt hat. Weißt Du noch, wie Du mir zweimal das Leben gerettet hast? Bleibe bei mir, ich will alles mit Dir teilen, denn ich bin frei und reich.“ Es war aber nicht die Art von Johannes, solch edles Angebot hinzunehmen, denn sein Grundsatz war, der eigenen Kraft zu vertrauen und sich rüstig durchs Leben zu schlagen. Vor allem wollte er seine erworbenen Kenntnisse verwerten und bat den Freund, ihm eine Stelle bei einem Ulmer Patrizier zu verschaffen. Rudolf verstand ihn, wenn er auch sehr enttäuscht war, und versprach, seinen Wunsch zu erfüllen.

22 Jahre vor der soeben geschilderten Ankunft Treumunds in der Reichsstadt klopfte an einem Herbstabend ein bleiches Weib an die Pforte eines Frauenklosters in Franken. Die Pfortnerin öffnete und ließ die Fremde eintreten. Aus dem zerlumpten Mantel nahm sie ein zartes Knäblein. „Um Gottes und der Barmherzigkeit willen gebt Obdach einer armen Verstoßenen und ihrem verlassenen Kinde“, dann sank sie ohnmächtig zu Boden. Die Nonne mühte sich um die Fremde, nahm das Kind in ihre Arme und meldete den sonderbaren Vorfall der Äbtissin, einer edel gesinnten Frau. Sie ließ alles zur Pflege der Unglücklichen und des halbverhungerten Säuglings anordnen. Das Knäblein genas unter der liebevollen Pflege, aber die Mutter wurde von Tag zu Tag schwächer.

In ihrer letzten Stunde ließ sie die Äbtissin an ihr Lager bitten und sprach zu ihr: „In einer der ansehnlichsten Städte des Schwabenlandes als einziges Kind reicher Eltern bin ich aufgewachsen, gesund und fröhlich. Mein Vater war eine strenge Magistratsperson, aber im Familienkreis merkte man nichts davon. Er liebte mich über alle Maßen und verwöhnte mich zum Kummer meiner Mutter sehr. Meine Eltern waren stolz auf meine Schönheit und hatten schon manchen Freier abgewiesen, mir selbst hatte keiner Eindruck gemacht. Ich war 19 Jahre alt, da nahmen mich meine Eltern mit zu einem festlichen Geschlechtertanz. Der letzte Sproß einer verarmten Patrizierfamilie, der soeben aus fremden Kriegsdiensten heimgekehrt war, bot mir die Hand zum Reigen. Ich lernte Ludolf lieben und glaubte seinen feurigen Schwüren. Wir sahen uns häufig, er hatte es verstanden, sich das Vertrauen meiner Eltern zu erschmeicheln. Als mein Vater hinter unser wirkliches Verhältnis kam, war er rasend, daß ein armer Schlucker es wagte, die Augen zu seiner Tochter zu erheben und wies ihm mit schimpflichen Reden die Türe. Er erreichte das Gegenteil. – Ich hing an Ludolf und gab mich ihm ganz

hin. Die Folgen blieben nicht aus, so daß ich gezwungen war, alles zu gestehen. — Als mein Vater die Schande seines einzigen Kindes hörte, ergriff er mich an den Haaren, zog mich die Treppe hinab und schleuderte mich auf die verschneite Straße. Ich schleppte mich zum Hause meiner Freundin, die meine Vertraute war. Von ihr hörte ich große Neuigkeit, von der die Stadt voll war, daß Ludolf von einem reichen Onkel zum Erben eingesetzt worden war. Stumm ging ich zu seinem Hause, das festlich erleuchtet war, er „feierte“ den Tod seines Onkels. Durch einen Diener ließ ich ihn heraussuchen. Ich entdeckte ihm, wie es um mich stand, wie mich die Eltern verstoßen haben. Ein höhnisches Lächeln flog über sein Gesicht, da umschlang ich seine Knie und flehte ihn an, die Mutter seines Kindes vor Schmach zu retten. ‚Du glaubst wohl, daß ich, einer der reichsten Männer der Stadt, mich zu einem Weibsbild herablasse, das der eigene Vater verstoßen hat?‘ Und er befahl seinen Dienern, mich aus dem Hause zu stoßen, damit mir die Lust vergehe wiederzukommen. Rohe Fäuste ergriffen mich. — Ich taumelte in die Winternacht hinaus. Vollkommen erschöpft erreichte ich ein einsames Bauernhaus, wo ich gastliche Aufnahme fand. Ein hitziges Fieber warf mich aufs Lager. Langsam genesend gebar ich einen Knaben, er heißt Johannes. Was ich an Barschaft hatte, gab ich den guten Leuten und wanderte hinaus in die Welt, durch Almosen mein Leben fristend. Da hörte ich von der Mildtätigkeit eines nahegelegenen, bekannten Frauenklosters. . .“

Ihre Kraft war erschöpft. Die Äbtissin beugte sich erschüttert zu ihr nieder. Ein letzter Kuß, ein flehender Blick zu der Äbtissin: „Verlasset mein Kind nicht, die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich.“ Das Versprechen, das sie der sterbenden Mutter gegeben hatte, erfüllte die Äbtissin treulich — dieser Knabe ist eben der, den wir als erwachsenen Jüngling kennengelernt haben, es ist Johannes Treumund.

Bürgermeister zu sein hielten viele Männer der stolzen freien Reichsstadt für den Gipfel des Ruhmes. Der Patrizier Ludolf Ullmann hatte ihn bereits im Alter von 45 Jahren erklommen. Zwar wurde manches über seine Vergangenheit gemunkelt, über seine Härte, seinen Stolz, aber – Geld regiert die Welt! So war es, so ist es und so wird es bleiben. Sein Besitz erstreckte sich weithin; außerhalb der Ringmauern der Stadt besaß er Schlösser und Güter, und seine Warenlager enthielten unermeßlichen Reichtum. Ein wackeres Weib stand ihm zur Seite, er hatte eine blühende Tochter von 16 und einen Knaben von 10 Jahren. Oft fragten sich die Leute, ob dieser

Mann wohl glücklich sei mit dem finsternen, hochmütigen Gesicht, dem eiskalten Wesen.

Eines Tages erklärte der Bürgermeister beim Mittagmahl seiner Frau, er habe einen Lehrer für die Kinder in Dienst genommen, der den Knaben erziehen und Agnes die welsche Sprache beibringen solle. Er sei hoch gebildet, habe seine Gelehrsamkeit in fremden Ländern erworben und stünde allein in der Welt. Sein bester Freund sei Rudolf zur Linden, der ihm den jungen Mann empfohlen habe. Schon morgen werde er seinen Einzug halten, und er wünsche, daß er seiner Bildung entsprechend behandelt werde.

Einige Wochen darauf lud Rudolf seinen Freund zum Abendessen; dabei erkundigte er sich, wie es ihm gefalle. Die Art des Bürgermeisters liege ihm ganz und gar nicht, dagegen sei er wohl zufrieden mit den Zöglingen. Der wilde, vorwitzige Leupold hänge bereits sehr an ihm, und er hoffe, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen. Und Agnes? „Sie ist reizend und gibt sich große Mühe mit der Sprache.“ Rudolf versuchte ihn zu necken, aber Johannes meinte, da brauche er keine Sorge zu haben. Nie vergesse ich, was die Äbtissin auf dem Totenbett zu mir gesagt hat: „Hüte Dich vor der Liebe, Johannes, hüte Dich!“

Während dieses Gesprächs wurden die beiden von einem alten Manne beobachtet, der sie unausgesetzt anstarrte und zwischen den Zähnen murmelte: „Nie sah ich eine größere Ähnlichkeit. Wie aus dem Gesicht geschnitten.“ Die jungen Männer sahen zu ihm hinüber. „Ach, das ist ja der alte ehrliche Christian, der Diener meines Vetters, des alten Ratsherrn. Was macht mein ehrwürdiger Vetter?“ Der Alte schien nichts zu hören; ohne zu antworten trat er auf Johannes zu mit der Frage, wie alt er sei. Verwundert antwortete dieser, eben habe er das 22. Jahr zurückgelegt. Noch immer murmelnd verschwand der Greis. „Was ist mit dem Manne? Er starrte mich ja an, als sähe er einen Geist.“ Auch Rudolf konnte sich das seltsame Gebahren des Alten nicht erklären.

Johannes gab sich Mühe mit seinen Zöglingen und hatte schönen Erfolg. Nach dem Unterricht zog er sich auf seine Stube zurück, um weiter zu studieren. Dann nahm er Mantel und Barett und schlenderte durch die Gassen des lustigen Ulm mit seinem unzertrennlichen Freunde, dem reichen Patrizier. Sie ritten zusammen, ruderten, übten sich im Armbrustschießen und so weiter. Johannes war in allen körperlichen Übungen sehr gewandt, ein flinker Tänzer, rüstiger Zecher, gern gesehen bei jung und alt. Alles lauschte gerne seinen munteren Schwänken und fröhlichen Liedern. Er fühlte sich geborgen und segnete die Stunde, die ihn in die Stadt geführt hatte.

Eines Tages fand er seinen Freund in sorgenvollen Gedanken versunken. Dieser sollte nach dem Testament eines verstorbenen Onkels vor seinem 25. Lebensjahr freien, und zwar die Tochter seines besten Freundes, des Bürgermeisters. Nur dann könne er in den Besitz der reichen Erbschaft kommen. Viel Zeit habe er nicht zu verlieren, denn in drei Monaten erreiche er das 25. Lebensjahr. Er gestand, daß ihn schon länger eine innige Neigung zu Agnes erfaßt habe, er finde jedoch keinerlei Gegenliebe. Die Mutter von Agnes habe ihm gesagt, daß das Mädchen ihn wohl achte, aber nicht lieben könne. Rudolf bat den Freund, ihn auf den nächsten Geschlechtertanz zu begleiten und ihm Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterredung mit Agnes zu verschaffen.

Werner Thiebach, der alte Ratsherr, war als menschenscheu bekannt. Es gab nur einen Gedanken, der ihn am Leben erhielt: Rache an dem Verführer seiner Tochter, die verschollen war. Seit dem Tod seiner Frau lebte er allein mit dem alten Christian in dem schönen düsteren Hause. Nie sah man ihn in Gesellschaft, er schien abgestorben für das Leben, nur von einem Gedanken beherrscht. Ziel seiner Rache war der Bürgermeister Ullmann. Er sann nur darüber nach, wie er diesen zu Fall bringen könnte. Jetzt endlich, nach einem halben Menschenalter, schien die Erfüllung nahegerückt.

Er saß in einen mächtigen Folianten vertieft, als Christian klopfte. „Es ist, wie ich Euch sagte, edler Herr. Meine Vermutungen scheinen sich zu bestätigen. Mir fiel sofort die Ähnlichkeit auf, wie ich den jungen Mann zuerst sah; außerdem sagte er selbst, er sei 22 Jahre alt, das stimmt genau mit der Zeit überein. Übrigens hat Treumund den besten Ruf und genießt große Achtung. Weiter erfuhr ich, daß Johannes weder Vater noch Mutter kenne. Eine Äbtissin in Franken nenne er seine Erzieherin. Dort soll seine Mutter gestorben sein. Zug für Zug ist er Eurer Tochter wie aus dem Gesicht geschnitten.“ Lange Stille. Dann befahl der Ratsherr dem Diener, seine Festkleider herzurichten, er wolle sich heute abend bei dem Geschlechtertanz selbst von der Ähnlichkeit überzeugen.

Der weite Tanzboden der „Oberen Stube“ bot einen prächtigen Anblick. Schwere Seidengewänder rauschten, edles Geschmeide funkelte. Wie stolz nickten die wallenden Federbüsche von den aufgekrempten Männerhüten und den anmutigen Frauenpiretten! Die Musikanten boten alles auf, die Trompeten schmetterten, die Fiedel sang ihr tolles Lied. An den Wänden saßen an blendend weißgedeckten Tafeln, die von Silbergerät blitzten, die Herren und Damen

der stolzen Patriziergeschlechter, während die fröhliche Jugend sich im Kreise drehte. Mit einem rauschenden Tusch endete der Tanz. Rudolf führte Agnes auf ihren Platz zurück, auch Johannes hatte den Tanz mitgemacht. Wiederholt wurde er aufgefordert, ein Lied zu singen; alles hörte ihm begeistert zu, auch von Agnes erhaschte er einen glühenden Blick.

Rudolf warb um Agnes. Das Mädchen atmete beklommen, als sie von Liebe hörte, die sie nie erwidern konnte. „Hat Euer Herz wohl schon gewählt? Und ist vielleicht mein Freund der Glückliche?“ Purpurglut überströmte das zarte Antlitz. „Ihr sagt es.“ „Und erwidert Johannes Eure Gefühle?“ „O Herr,“ flüsterte Agnes tonlos, „er ahnt nichts von meiner Leidenschaft.“ „Wenn es so steht, dann laßt mich Euch als Freund zur Seite stehen.“

Das Erscheinen des greisen Rats Herrn erregte das größte Aufsehen. Ullmann erschrak sichtlich bei seinem Anblick, nahm sich zusammen und begrüßte ihn als Bürgermeister weltgewandt. Es schien, als suche Thielebach etwas, denn immerfort spähte er in den Saal. Noch hatte er nichts gesehen, da trat Christian an seine Seite und flüsterte ihm zu: „Der Drittletzte in der Tänzerreihe ist unser Mann.“ Da fiel sein Blick auf Johannes, der heiter plaudernd an der Seite seiner Tänzerin dahinschritt. Lang, scharf und durchbohrend haftete der Blick des Rats Herrn auf dem Jüngling. Eine gewaltige Aufregung durchzitterte die hageren Glieder, die starken Muskeln seines Gesichts zuckten; er fuhr von seinem Sitze auf, ging auf den jungen Mann zu, legte seine Hand auf dessen Schulter und rief mit lauter Stimme: „Halt, junger Mann, wer seid Ihr?“ Der Student war wie vor den Kopf geschlagen über die unerwartete und unhöfliche Anrede; er wollte eben in gleichem Tone antworten, da näherte sich Christian seinem Herrn und flüsterte ihm etwas zu. Der alte Rats Herr kam zu sich, gab dem Studenten den Weg frei und verließ die Gesellschaft. Eine merkwürdige Stimmung kam über die Gäste. Jeder fragte sich: Was war geschehen? Niemand wußte die Frage zu beantworten, aber jeder fühlte, daß Ungewöhnliches vor sich ging. Die rechte Fröhlichkeit war dahin. Auf dem Heimweg näherte sich der alte Christian dem Studenten und bat ihn mit höflichen Worten, den ehrsam Rats Herrn Thielebach in seinem Hause am Frauentor aufzusuchen, er habe Wichtiges mit ihm zu besprechen. Johannes war über diese Einladung erstaunt, sagte jedoch zu.

Im Hause des Bürgermeisters herrschte Gewitterstimmung. Ullmann lief umher wie ein grimmiger Löwe. Er war wütend über seine Tochter, die den Freier abgelehnt hatte mit der Begründung, ihr Herz

habe schon gewählt. Plötzlich durchzuckte ihn eine widerliche Ahnung. Wie, wenn der Abenteurer das Herz der Tochter gestohlen hätte? Er ließ durch seinen Diener den Studenten sofort herbeiholen. Der Bürgermeister sah ihn lange und durchdringend an: „Ihr seid der Freund Rudolfs zur Linden?“ „Gewiß, und ich bin stolz auf diese Freundschaft.“ „Würdet Ihr ihm einen wichtigen Freundschaftsdienst erweisen?“ „O gewiß, das weiß Rudolf sehr wohl.“ „Ihr habt Gelegenheit, dies durch die Tat zu beweisen.“ Plötzlich richtete Ullmann sich auf und sagte in raschem Tone: „Kennt Ihr das Ding, das man die Liebe nennt?“ Ein stechender Blick begleitete diese Worte, so daß Johannes erschrak. Er faßte sich aber und sagte: „Ich müßte die Dichter der Alten nicht studiert haben und nicht in Welschland gewesen sein, wenn ich das nicht wüßte. Meine Kenntnis dieses Gefühls ist indessen nur sehr allgemein, ich danke Gott, daß ich nicht genauer mit der Leidenschaft bekanntgeworden bin.“ Nun stand Ullmann wie der leibhaftige Verführer vor ihm und sagte: „Und wenn nun ein Mädchen, jung, schön, reich, aus angesehener Familie, Euch ihre Neigung schenken würde; würdet Ihr diese erwidern?“ Ein lauernder Blick traf ihn, der sein Blut gerinnen machte. Entrüstet antwortete er mit bebender Stimme: „Ich weiß nun, gestrenger Herr, was Ihr mit Euern sonderbaren Fragen wollt. Ich bin von meinem Freunde über alles unterrichtet, möchte aber wissen, wie ich in den Verdacht einer unziemlichen Neigung komme; ich kenne die Kluft, die mich armen namenlosen Schüler von der Tochter des ersten Bürgermeisters trennt.“ Ullmann schwieg, dann fragte er wütend: „Habt Ihr meiner einfältigen Dirne jene albernen Flausen in den Kopf gesetzt?“ „Nein“, entgegnete Johannes mit kalter Ruhe und leiser Stimme. „Gut, Ihr habt wohl daran getan, denn ich kann meine Tochter an keinen Abenteurer werfen, an dessen Geburt wahrscheinlich die Bastardschande haftet.“ Damit wies er ihm die Türe.

Johannes dachte nicht daran, diese Beschimpfung ruhig hinzunehmen. „Mag auch meiner Geburt die Schande anhaften, ich bin unschuldig. Ihr aber solltet Euch hüten, einen Mann zu beleidigen, der die Schandtaten Eurer Jugend kennt.“ Ullmann erblaßte und zuckte zusammen. „Wie ich höre, besucht Ihr in letzter Zeit den Rats Herrn Thielebach, und ohne Zweifel habt Ihr von ihm diese Dinge vernommen.“ Johannes hatte sich rasch gefaßt und entgegnete: „Ich wollte Euch nicht beleidigen, aber es war immer mein Grundsatz, für einen empfangenen Schlag auch einen auszuteilen. Im übrigen leugne ich meine Besuche bei Thielebach nicht; der Greis hat mich lieb gewonnen,

warum weiß ich nicht. Ihr dürft aber überzeugt sein, daß über meine Lippen kein Wort von dem Gesagten kommt. Nur, Herr Bürgermeister, nach dem, was jetzt vorgefallen ist, möchte ich nicht länger unter Eurem Dache weilen und deshalb gedenke ich, Abschied zu nehmen und mein Glück woanders zu versuchen."

Das hatte Ullmann nicht erwartet. Er meinte, sein Sohn würde untröstlich sein, er brauche ihn dringend als Lehrer. Johannes blieb aber bei seinem Vorsatz, obwohl er wußte, daß Ullmann nun sein grimmiger Feind geworden war und ihm nie verzeihen würde. Warte nur, Jüngelchen, war in dem giftigen Blick zu lesen, den Ullmann dem Studenten nachsandte, du sollst erfahren, was es heißt, den Bürgermeister Ullmann zu beleidigen.

Der Ratsherr hatte inzwischen einen Racheplan gesponnen. Er befahl dem Diener, sein Prunkgewand bereitzulegen. Christian, der von allem wußte, war wie erstarrt und konnte sich kaum rühren in dem Gedanken an das Ungeheuerliche, was jetzt vor sich gehen sollte. „Herr, es ist ein entsetzlicher Frevel, laßt die Hände davon.“ „Stille, Alter, meinst Du, ich lasse mich von Deinen Faselien abhalten und scheue zurück vor der Erfüllung des einzigen Wunsches, den ich auf Erden habe? Du bist der einzige Mensch, der in alles eingeweiht ist und mußt bis zum Ende zu mir stehen; jetzt beweise Deine Treue.“

Es war Zeit, zum Bankett zu gehen. Thielebach befahl dem alten willenlosen Diener, sich fest hinter seinem Sitz zu halten und auf den rechten Augenblick zu achten, wo er handeln müsse, schnell und vorsichtig. An diesem Abend sollte der Geburtstag des Bürgermeisters in den prunkvollen Räumen seines Hauses gefeiert werden. Zum Feste waren alle Ratsherren geladen; doch rechnete niemand damit, daß Thielebach kommen werde. Alles war aufs äußerste überascht, als er dennoch erschien, am meisten der Bürgermeister selbst, der sich jedoch nichts anmerken ließ. Nachdem er die Glückwünsche entgegengenommen hatte, bat er seine Gäste, sich an der Tafel niederzulassen, die von Silber und Kristall blitzte und mit herrlichen Blumen geschmückt war. Johannes saß neben seinem Freunde Rudolf, und nicht weit von den beiden der Ratsherr. Zufällig hörte er, wie Johannes von seinem Abschied sprach, und er sagte über den Tisch, hoffentlich dürfe er noch einen Abschiedsbesuch erwarten. Johannes versprach das.

In diesem Augenblick wurde vom Leibdiener ein verhüllter Gegenstand hereingetragen und vor den Bürgermeister hingestellt. Dieser entfernte das verhüllende Tuch und öffnete mit einem goldenen Schlüsselchen die Kapsel, der er einen goldenen Pokal

entnahm, der mit seltenen Edelsteinen geschmückt war, ein Stück erlesenster Arbeit. Aller Blicke richteten sich auf das Kleinod, das Ullmann mit edlem Tokaier füllte. Er sprach: „Dieser Pokal ist ein altes Erbstück meiner Familie und wurde auf merkwürdige Weise erworben. Als im zwölften Jahrhundert König Konrad III. aus dem Hause der Hohenstaufen in das gelobte Land zog, um gegen die Sarazenen zu kämpfen, war in seinem Gefolge ein Ullmann, den meine Familie mit Stolz ihren Ahn nennt. Er zeichnete sich in allen Kämpfen aus und erwarb sich das besondere Vertrauen des Königs. Da geschah es, daß bei der Erstürmung eines festen Schlosses der Sarazenen mein Ahn der erste war, der die inneren Gemächer der Burg betrat und ein wunderschönes Fräulein zur Gefangenen machte. Es war das einzige Kind des mächtigen Emir, dem das Schloß gehörte. Mein Ahn, gerührt durch die Schönheit und das Flehen der Jungfrau, schützte sie vor Mißhandlungen und brachte sie mit sicherem Geleit zu ihrem Vater, der der Verzweiflung nahe gewesen war. Zum Dank verabreichte dieser dem Retter seines Kindes den köstlichsten seiner Schätze, diesen Pokal. Er vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und hatte die mannigfaltigsten Schicksale. Und nun gebe ich mir die Ehre, mit edlem Tokaier auf das Wohl meiner Gäste zu trinken.“ Er leerte den Becher, dann füllte er ihn wieder und bot ihn dem ihm zunächst sitzenden Thielebach an; und so ging er reihum. Immer höher stiegen die Wogen der Lustbarkeit, in hellem Jubel endete das Bankett. Es war Herbst geworden. Johannes trug wieder die Tracht der fahrenden Schüler. Wechselnde Gedanken bewegten ihn, wenn er so über alles nachdachte. Der schreckliche Ullmann, die liebliche Agnes, die ihm zum Abschied ein goldenes Kettchen geschenkt hatte, der Feuerkopf Leupold. Plötzlich gab es ihm einen Stich durchs Herz. Was mochte wohl den alten Thielebach bewogen haben, sich so für ihn zu interessieren? Weshalb teilte er mir Dinge über Ullmann mit, die ich nicht zu wissen brauchte. Sollte er wohl über meine Mutter mehr wissen wie ich selbst? Er nahm eine kleine goldene Kapsel aus dem Busen hervor, drückte auf eine Feder, und da erschien ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Bildchen, das ein Mädchen in der Blüte der Jahre darstellte. Er war ganz versunken in den Anblick, als er plötzlich hinter sich Pferdegetrappel und Waffengerassel hörte. Er stand still und lauschte.

Es dauerte nicht lange, da kam eine kleine Reiterschar der Ulmer Stadtknechte geradeswegs auf ihn zu. Der Stadthauptmann rief ihm artig und höflich zu: „Verzeit, Herr Scholar, wenn wir Eure Reise unterbrechen,

aber Ihr müßt ins edel Ulm zurückkehren.“ „Ihr seht mich sehr erstaunt, bitte, sagt mir doch, um was es sich handelt.“ „Dem gestrengen Herrn Bürgermeister muß viel an Eurer Person gelegen sein.“ Plötzlich erinnerte sich Johannes, daß er den mächtigen Ullmann beleidigt habe und daß dieser, wie jedermann in Ulm wußte, nie verzeihen würde.

Johannes war wie erstarrt, als ihm alles abgenommen wurde und die Reiterschar ihn in die Mitte nahm. Im düsteren Stadtgefängnis wurden seine Sachen untersucht und er glaubte, sein Herz müsse brechen, als man in den Falten seines Ranzens jenen köstlichen Pokal fand, der beim Bankett bei Ullmann so große Bewunderung erregt hatte.

Die erste Gerichtsverhandlung begann, die Fesseln wurden ihm abgenommen und die Frage gestellt, ob er wisse, warum er hier stehe? „Nein“, antwortete mit fester Stimme der Angeklagte. „Ihr gesteht also Euer Verbrechen nicht?“ „Nein, das kann ich nicht, ich weiß nicht, auf welche Weise der Pokal in mein Ränzchen gekommen ist.“ Nun wurde er ausgefragt nach Geburt und Herkunft, und sie hörten, was wir bereits wissen. Die edle Äbtissin habe noch im Tode für ihn gesorgt und eine beträchtliche Summe für sein Studium hinterlassen.

Zu seinem größten Schmerz merkte Johannes im Laufe der Untersuchung, daß der Ratsherr Thielebach nun auch sein erbitterter Feind geworden war und ihn des schändlichen Verbrechens bezichtigte. „Wißt Ihr, was Euer harrt, wenn Ihr beim Leugnen bleibt?“ „Ich beharre dabei, so wahr mir Gott helfen möge. Wohl weiß ich, daß ich einen Mann beleidigt habe, der nie verzeihen kann. Ich werde zu sterben wissen. Meine Unschuld ist meine Stärke.“

Das verhängnisvolle Bankett war damals vorbeigegangen. Da auf einmal geriet das Haus Ullmann in stürmische Bewegung, und eine grelle Stimme rief: „Der Becher ist fort; ich kenne den Dieb.“ Eine furchtbare Ahnung beklemmte Agnes' Brust, dann hörte sie von der Gefangennahme des Geliebten. Sofort stand der Entschluß in ihr fest, alles zu tun, um ihn zu retten, und sie besprach sich mit seinem Freunde.

Es war Nacht, als zwei dunkle Gestalten durch die Gassen zum Gefängnis schlichen. Alles war verabredet zur Flucht. Der Wächter wurde durch einen Schlaftrunk unschädlich gemacht. Rudolf hatte durch einen jungen Burschen, der ihm sehr ergeben war, alles in die Wege geleitet. Die schweren Schlösser des Kerkers wurden geöffnet. Johannes saß am Fenster und stieß einen leisen Schrei aus beim Anblick der beiden. In aller Eile wurde ihm der Plan mitgeteilt,

daß er über die Donau ans jenseitige Ufer gebracht werden solle, wo Pferde und Geld seiner harreten. Ein Empfehlungsschreiben an Rudolfs Vetter in Innsbruck sei auch dabei.

Aber was sie auch sagten, wie sie ihn beschworen, Johannes lehnte alles ab, wenn auch tief bewegt. Wenn er fliehe, sähe es ja aus, als ob er schuldig wäre. Gott werde ihm helfen, das Furchtbare zu überstehen. Agnes brach ohnmächtig zusammen, da klopfte es, der junge Wärter stand da und beschwor sie, sofort zu gehen, der Kerkermeister sei aufgewacht und könne jeden Augenblick kommen. Rudolf trug Agnes hinaus, ein letzter Blick, und die schwere Türe fiel ins Schloß.

Die Untersuchung ging weiter mit allen nur erdenklichen Folterqualen, doch Johannes blieb standhaft und kein Laut kam von seinen Lippen, obwohl er nur noch wie ein Schatten seines früheren Selbst aussah und die schöne Gestalt gebrochen war. Der Prozeß schritt immer rascher seinem Ende entgegen. Im 16. Jahrhundert stand ein Menschenleben nicht gar hoch im Kurs.

Drei Männer schritten an einem der nächsten Tage zum Gefängnis. Als sie zur Türe kamen, drang ihnen Gesang entgegen, der in klagenden Tönen endete, so fanden sie den Studenten mit der Zither in den gefesselten Händen. Sie kamen, um ihm sein Todesurteil zu verkünden. Er antwortete nur: „Ich wußte, daß es so kommen würde“, und dann mit strahlender Stimme: „Meine Unschuld ist meine Stärke.“ „Habt Ihr noch etwas zu wünschen?“ „Wollt Ihr mir große Freude machen, dann gestattet meinem Freunde Rudolf zur Linden Zutritt zu mir.“ „Das soll geschehen.“ Der Abschied der beiden treuen Freunde war erschütternd. „Also alles verloren“, sagte Rudolf. „Wenn Sterben alles verlieren heißt, dann allerdings ja. – Reden wir aber nun von Dir. Wie steht es mit Deinen Heiratsplänen?“ „Glaubst Du, ich nehme ein Mädchen, das mich nicht lieben kann und dazu diesen Schwiegervater?“ – „Doch wir haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren, zwei Wünsche hätte ich noch, daß mein Geben in eine christliche Begräbnisstätte komme und daß man mir dieses Kleinod lassen soll.“ Dabei zog er die goldene Kapsel mit dem Bildchen seiner Mutter hervor. „Ich bürge Dir dafür, auch werde ich Dich auf Deinem letzten Gange begleiten.“ „Das wirst Du nicht, ein junger Mann aus edlem Geschlecht darf nicht an der Seite eines Verurteilten erblickt werden. Du mußt das einsehen.“

Der Todestag war angebrochen. Aus dem Munde des Priesters, der ihn besuchte, erfuhr Johannes von der Erfüllung seiner Wünsche, und daß sein Freund noch

am selben Abend die Stadt verlassen habe, um eine weite Reise anzutreten. Noch einmal kamen die Richter, um ihm den Stab vor die Füße zu werfen als Zeichen des Todesurteils. Seine Antwort lautete wie immer: „Ich vertraue auf Gott.“

Halb Ullm war auf den Beinen und zog zum Hochgericht. Am Rande des Blutgerüsts richtete sich Johannes, soweit er dies noch vermochte, auf und ließ die Blicke umherschweifen. Da entdeckte er Ullmann, und mit einer Stimme, die durch Mark und Bein ging, rief er: „Ich fluche Dir mit der letzten Kraft meiner Seele, und Gott, der Rächer der Unschuldigen, wird meinen Fluch vollstrecken.“ Ullmann erbebte, jede Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Dann wandte sich Johannes dem Volke zu: „So wahr ich unschuldig bin, so wahr werden drei Frösche aus meinem Grabe springen.“ Wenige Minuten darauf war alles vorüber. In diesem Augenblick kam der Leibdiener und flüsterte dem Bürgermeister ins Ohr: „Herr, Eure Tochter liegt im Sterben, kommt so rasch Ihr könnt.“ Da flimmerte es dem Bürgermeister vor den Augen. „O Vater, Schwester Agnes ist tot“, rief ihm schluchzend sein Sohn entgegen.

Der Sarg des hingerichteten Studenten stand in einem düsteren Gelaß, von Pechfackeln erhellt. Der Deckel war abgenommen und über den Leichnam beugte sich der Ratsherr Thielebach, regungslos auf den Hingerichteten starrend. „Schlaf wohl“, murmelte der Greis, „aber noch ist mein Werk nicht vollendet. Ich gehe Dich und mich zu rächen.“ Plötzlich hörte er ein Geräusch und zog sich in den Schatten zurück. Der tief verummte Ullmann trat ein und schritt auf den Sarg zu. Thielebach trat aus seinem Versteck hervor. „Ha Bürgermeister, bist Du hier, um Dich an dem Anblick unseres Opfers zu weiden? Nicht Du hast ihn getötet, ich habe es getan. Erinnerst Du Dich noch an jenes Bankett? Auf meinen Befehl mußte Christian

am Morgen des Abschieds das Kleinod in das Ränzel schmuggeln, das im Vorzimmer lag. Der Jüngling war so schuldlos und rein wie nur je ein Mensch gewesen.“ Ein heiserer Schrei brach aus dem Munde Ullmanns. „Kannst Du ahnen, warum ich mich zum Verbrechen erniedrigt und den Schuldlosen geopfert habe? Du erinnerst Dich gewiß noch an das einzige Kind Thielebachs, an meine Engeltraut? Du machtest sie zur Metze, Du entehrtest mein Kind, meinen Stamm und Namen. Du triebst sie ins Elend hinaus, nachdem ich sie in allzu raschem Vatergrimm verstoßen hatte. Jahre habe ich über Rache gebrütet, bis endlich der Tag kam.“

Dann nahm er ihn mit hartem Griff am Arm und sagte: „Sieh, Ullmann, das ist Dein Sohn, und wenn Du es nicht glaubst, dann sieh Dir das Bildchen in der goldenen Kapsel an. Der schuldlose Sohn durch den schuldbefleckten Vater eingekerkert, gefoltert und einem schimpflichen Tode preisgegeben.“ Der andere wankte, Schaum trat ihm vor den Mund und mit den Worten „Blut, Mord, Kindsmord“ stürzte er in die Nacht hinaus. Er war wahnsinnig geworden.

Am folgenden Morgen fand man den Ratsherrn tot im Bett. In einem zurückgelassenen Schreiben offenbarte Thielebach die Herkunft des hingerichteten Studenten, umständlich und unwiderlegbar dessen Unschuld beweisend. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem Ungeheuerlichen in der ganzen Stadt. Nur mit Mühe konnte das erbitterte Volk beruhigt werden. Unter Glockenklang und im Beisein des gesamten Magistrats wurde die Leiche des Studenten aus dem Winkel des Friedhofs ausgegraben und – dem allgemeinen Wunsch gemäß – an der Seite seiner Schwester Agnes bestattet.

Ich habe als Kind noch den Grabstein mit den drei Fröschen an der Mauer des alten Friedhofs gesehen, später soll er in den Hof des Gewerbemuseums gekommen sein.

Berggefühl

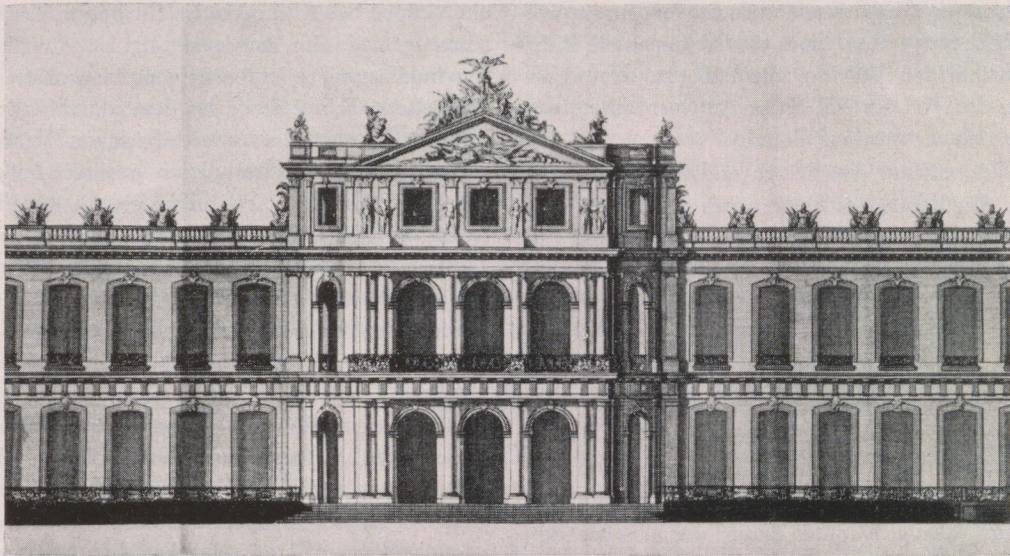
Zu Berge! Aus Tälern!
Dem Wirbel enthoben!
Was drunten, ist sterblich,
was ewig, glänzt droben.

In einsamer Höhe
das Taglicht erblüht.
In kühleren Fernen
das Sternauge glüht.

Die Weiten ersehend,
der Sonne verwandt –
so steigt das Lichte
unendlich vom Land.

Es spannt deine Seele
die Flügel und schwebt.
Vergängliches schwindet
und Göttliches lebt. –

Karl Hans Bübner



1. J. Fr. Blondel, Bâtiment de 50 toises.
Aus: *Maisons de Plaisance*

Die Entstehung der Fassade des Neuen Schlosses

Von Hans Andreas Klaiber

Am 6. Mai 1746 war nach anderthalbjähriger Vorarbeit die Entscheidung zugunsten von Leopoldo Retti's drittem Situations-Projekt für das Neue Schloß gefallen¹. Damit war die Grunddisposition, wie sie heute noch zu erkennen ist, festgelegt, wenn auch der Grundriß im einzelnen noch manche Wandlungen durchmachen sollte und erst nach und nach zu seiner endgültigen Form kam. Ähnlich ging es mit der Fassadenbildung, die mit dem Projekt III noch keineswegs definitiv festlag. Ein Aufriß dazu hat sich nicht erhalten, doch wird man annehmen dürfen, daß Retti, der an die bescheideneren Ansbacher Verhältnisse gewohnt war, eine einfache Lösung, etwa mit rustizierten Ecken, in Putz angetragenen Feldern zwischen den Fenstern und einer dezenten Pilasterordnung in den Hauptrisaliten vorgeschlagen hatte, die als nicht zu kostspielig, auch Aussicht auf Ausführung haben konnte.

Dagegen waren Alessandro Galli Bibiena, kurpfälzischer Generalarchitekt von Mannheim, der als architektonische Autorität verschiedentlich herangezogen wurde (Pfahlrostfrage usw.) und der einheimische Genieoffizier und Oberbaudirektor von Leger übereinstimmend der Ansicht, daß die Fassade „einen weit magnifiqueren Prospect haben müsse (22. Juni 1746, Bericht Bilfingers)², so daß sich Retti, um nicht von

ihnen überspielt zu werden, sich entschließen mußte, einen anderen Riß zu machen.

Am 3. September 1746 wurde bekanntlich die feierliche Grundsteinlegung begangen, obwohl man sich über den Aufriß immer noch nicht im klaren war. Erst am 20. März 1747 reichte Retti seine neuen Entwürfe ein, erläutert von einem ausführlichen Promemoria, das sich allein erhalten hat³. Höchst interessant ist die Tatsache, daß er zwei ganz verschiedenartige Alternativvorschläge ausarbeitete:

1. eine „Haupt Faciade à la Italiana, doch nach deutschem Climate eingerichtet“; bestehend aus Erdgeschoß, Mezzanin und Beletage, in korinthischer Ordnung;
2. eine Fassade auf französische Art; mit ionischer Beletage und einer Attika darüber.

Dieser zweite Vorschlag entspricht der Ausführung, für die sich der Herzog darauf entschied. Denn inzwischen hatten auch die anderen Architekten eigene Projekte gemacht: Legers Fassade soll drei übereinandergestellte Ordnungen (dorisch, ionisch, korinthisch) und „auf römische Art schön verzierte Fenster“ gezeigt haben. Bibiena und der Eichstätter Hofbaudirektor Maurizio Pedetti, ein jüngerer Vetter Rettis, wählten die italienisch-barocke Kolossalordnung, die mit ihrer maje-

stättischen Wucht dem Fürsten hätten schmeicheln sollen, für einen so umfangreichen Bau dieser Stufe wohl aber als zu laut empfunden wurde⁴.

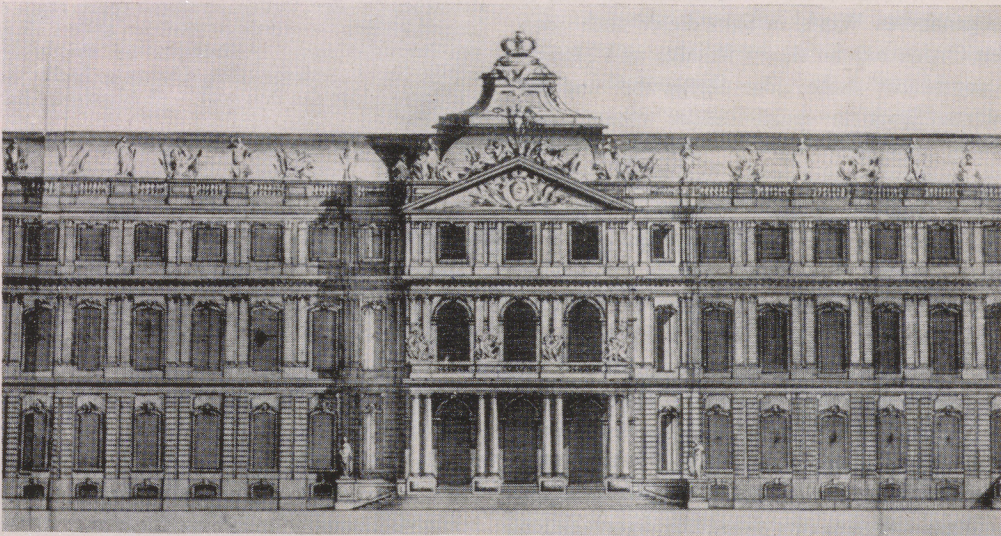
Als schon längst für Rettis Lösung entschieden war, kamen Ende 1747 noch die Entwürfe *Neumanns*, die zwar auf die begonnenen Teile Rettis weitgehend Rücksicht nahmen, aber alles noch einmal grundlegend verändert hätten (Öffnung zur Stadt, der das Alte Schloß zum Opfer hätte fallen müssen); ihre Ausführung verbot sich allein schon durch die völlig phantastischen Größenausmaße, die den heutigen Bestand auf das Dreifache vergrößert hätten⁵. Ebenso dürfte *Neumanns* Fassadenbildung dem jungen und „modern“ gesinnten Carl Eugen, der kurz zuvor in Berlin erzogen worden war, als zu barock und deswegen antiquiert erschienen sein.

An Rettis Fassade dagegen wurde seit dem Wiedererwachen des Interesses für die Kunst des 18. Jahrhunderts weniger das Barocke gesehen, als das eminent Französische daran betont, wenn man auch kein direktes Vorbild dafür nennen konnte⁶. Dabei zeigen sich so weitgehende Übereinstimmungen mit einem Entwurf J. Fr. *Blondels*, dem „*Bâtiment de 50 toises*“ in dessen „*Maisons de Plaisance*“⁷, daß dieser als unmittelbares Vorbild für Stuttgart angesehen werden muß (Abb. 1). *Blondels* erstes Werk war damals das architektonische Lehrbuch, das besonders auch außerhalb Frankreichs große Beachtung und Verbreitung fand, ähnlich wie die französischen Ornamentstiche, auf die sich das deutsche Rokoko stürzte, um ihnen in Stuck erst das eigentliche Leben zu geben. – Selbstverständlich kannte es auch der Herzog; in den Be-

ständen der heutigen Landesbibliothek ist noch ein Exemplar vorhanden.

Blondels Entwurf, angeblich für einen florentinischen Herren gefertigt, besitzt vor allem in der Durchführung der inneren Distribution einen gewissen theoretisch-lehrmäßigen Charakter. Kraft der Autorität seines Meisters durfte er doch als „klassisch“ gelten und konnte ohne weiteres für die Gestaltung eines anderen Schlosses zugrunde gelegt werden, ja er war dazu besonders geeignet, weil er sich selbst an die Disposition der Gartenfassade von Versailles, als dem „Mutterschloß“ der Schlösser des 18. Jahrhunderts anlehnte. Eine solche Übernahme fremder Ideen war keineswegs ehrenrührig, wenn sie nur gekonnt und mit einigem Geschmack weiterverwendet wurden; es ging in diesen Jahren nicht mehr wie im Barock um eine geniale und originelle große Konzeption (wie noch bei *Neumann*), sondern um das wohlraisonnierte Waltenlassen des „*bon goût*“, der nun groß geschrieben wurde und wozu sich die Meisterschaft mehr denn je in der Beherrschung der Nuancen zu erweisen hatte.

Ein Vergleich der beiden Fassaden ist auf den ersten Blick frappant, ganz besonders, wenn man sich in Stuttgart das in unseren Breiten unerläßliche Dach und das Attikageschoß der Rücklage wegdenkt. Die Konzeption ist dieselbe, selbst die Giebelfiguren scheinen unverändert übernommen zu sein. Bei näherer Betrachtung jedoch ergeben sich Unterschiede im Detail der Dekoration, die im 18. Jahrhundert einen tieferen als nur rein ästhetischen Sinn hatten, für den wir heute nach dem Mißbrauch, den das 19. Jahr-



2. Hauptansicht des Stuttgarter Schlosses nach dem Hof.
Aus: De La Guépiere, Recueil d'Architecture

hundert mit den alten Dekorationsformen und Säulenordnungen bis zum Überdruß getrieben hatte, kein so richtiges Organ mehr haben. Damals hatte das Gesetz der „Convenance“⁸, das die Dekoration eines Bauwerks nach seiner Bestimmung und dem Stand des Bauherren genau festlegte, noch seine Gültigkeit. Vielleicht hatte Retti diesen Punkt anfänglich zu wenig beachtet; jedenfalls sind seine Veränderungen der Dekoration in erster Linie als *Aufwertung* der Formen zu verstehen, wie sie für die Residenz eines Souveräns angemessen sind. Das geschah nicht nur durch das Kuppeldach, bekrönt vom Herzogenhut und den mit Trophäen alternierenden Statuen auf der Attikabaluade, sondern vor allem durch die Bereicherung der architektonischen Ordnung, die Retti als gekuppelte Pilaster gab und in den Rücklagen weiterführte. Um gewiß nicht zu laut zu werden, verzichtete Retti selbst auf die vollrunden Säulen des Blondelschen Mittelpavillons und schuf nur einen gewissen Ausgleich durch den räumlich (als Auffahrt) ausgebildeten Portikus, den De La Guépiere bezeichnenderweise später auf die drei Achsen des Risalits erweiterte, was sehr zu einer Beruhigung im Sinne des Klassizismus beitrug.

Das Fehlen einer ausgebildeten dorischen Ordnung in den Rücklagen des Erdgeschosses begründete Retti selbst mit der Enge des Raums zwischen den Fenstern (weil die dorische Ordnung von gedrungenerer Proportion ist als die ionische und die korinthische!). Das „architravirte Gesims“ an Stelle eines Triglyphenfrieses rechtfertigte er mit der andersartigen Dekoration der Gartenfassade⁹. In seiner Stellungnahme beruft sich Retti ausdrücklich auf Blondel, ja auf sein genanntes Werk, in dem dieser auch „den dorischen Orden nur an denen Resalits und Hauptpartien angebracht“ habe, „das übrige aber und um den unteren Stock in specie solider vorzustellen,

simple gelassen“. Durch diese Nennung Blondels dürfte der Nachweis der Legalität unseres Vergleichs erbracht sein.

Wir können also feststellen, daß selbst bei der Rezeption einer fremden Grundidee, die Stuttgarter Schloßfassade Rettis eigenste Gestaltung, wenn auch unter Beachtung der französischen Regeln, bleibt. Das beweisen die hier nicht näher behandelten Risalite der Flügel, oder die im Gegensatz zur offiziellen Hoffassade noch rokokohaft-intim gehaltene Gartenseite, die die letzten Zweifel an Rettis Fähigkeiten zerstreuen dürfte. Wie intensiv er sich mit dem Blondelschen Thema auseinandergesetzt hat, zeigt der entsprechend abgewandelte und vereinfachte Entwurf, den Retti 1747/48 dem Markgrafen von Baden-Durlach für Karlsruhe vorlegte¹⁰, der aber trotz der Approbation durch Carl Friedrich nicht zur Ausführung gelangte.

¹ Fr. Scholl: Leopoldo Retti, Ansbach 1930, p. 189. – ² Württ. Hauptstaatsarchiv A 25/15. – ³ Ebenda 15 a. – ⁴ B. Pfeiffer in „Herzog Karl Eugen u. s. Zeit“ p. 626; keiner der Entwürfe erhalten. – ⁵ B. Neumanns Projekte behandelt eingehend: L. Schürenberg: B. Neumanns Stuttgarter Residenzpläne, Z. d. dt. V. f. KW 1936, 303 ff. – ⁶ So schon Cornelius Gurlitt: Gesch. d. Barockstils und des Rokoko in Deutschland, Stuttgart 1889, p. 461. ⁷ Jacques François Blondel: De la distribution des maisons de plaisance et de la décoration des édifices en général, 2vol, Paris 1737/38, I. – ⁸ Blondel: Cours d'Architecture etc., 1771 ff., I p. 389. – ⁹ Rettis schriftliche Antwort auf Anfragen des GehRats Joh. B. Bilfinger, 11. 4. 1747, A 25/15a. Die andere Möglichkeit, die ganze Fassade nach entsprechend kleineren dorischen Säulen abzuändern lehnt er mit folgender Begründung ab: „Wollte man aber durch Verkleinerung der sämtlichen Architektur und Ordonnance (sic!) an dieser Facciade denselben (= dor. Orden) in diesen engen raum absoluté hineinzwingen: so würde es niemals anders als gezwungen herauskommen“. Andererseits sei eine nicht regelmäßig übereinandergestellte Ordnung höchst schädlich und laufe wider den *bon goût*. – ¹⁰ Abgebildet bei Scholl, Abb. 49.

Tore von der Alb ins Oberland

Von Richard Lohrmann

Wir Anrainer der Donau sind nicht so vermessen, behaupten zu wollen, daß unsere Landschaft an der Grenze von Alb und Oberland mit der anderen Seite der Schwäbischen Alb, ihrem mächtigen und vielgegliederten Nordwestabfall in Wettbewerb treten könnte. Sonst würde ja der Schreiber dieser Zeilen seine alte Heimat um Teck und Neuffen verleugnen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Land an

der Donau nicht auch seine Eigenart und seine besondere Schönheit hätte. Nur sind sie eben nicht so „aufdringlich“ wie drüben, sie müssen mehr gesucht, erwandert und erfüllt werden. Was mich, den geborenen Unterländer, hier immer wieder auf das stärkste beeindruckt und je nach Stimmung auch beglückt, ist der landschaftliche Gegensatz zwischen Alb und Oberland. Gewiß kann man diese Gegensätzlichkeit rein



Der Donau-Bussen-Gau

Aufnahme Lohrmann

verstandesmäßig begreifen, als da sind Geologie, Landschaftsgeschichte und -formen, Pflanzenkleid, Wald und Flur und so weiter. Um aber in den Kern vorzustößen, muß man „das Land der Griechen mit der Seele suchend“ auch das Gemüt mitsprechen lassen. Doch das muß schließlich jeder mit sich selber abmachen.

Nun gibt es einige Punkte, an denen uns besonders eindringlich, ja handgreiflich vor Augen geführt wird, daß wir hier an der Donau an einer Grenze stehen. Es sind sozusagen „Tore von der Alb ins Oberland“. Sie liegen zwar zum Teil an vielbefahrenen Verkehrsstraßen, weshalb aber keiner behaupten soll, der Verfasser sei altershalber zur Gilde der Motorisierten hinübergewechselt. Jeder kann sich diese schönen Punkte sehr wohl auch zu Fuß erwandern. Weil aber so viele sie nicht kennen oder nur daran vorbeizusetzen, soll hier einmal die Rede davon sein.

Wer von der mittleren Alb seine Schritte nach Süden lenkt, sei es auf Schusters Rappen, sei es auf zwei oder vier Rädern eines motorisierten Vehikels, wird in den meisten Fällen in Zwiefalten landen. Ganz zu Recht und keinen wird es gereuen! „Die Perle des Achtals“ zu schauen ist den einen Herzenssache, den andern Ehrensache, denen nämlich, die sich bei ihrer Hetze durch die Lande beileibe keinen Baedekerstern entgehen lassen. Der stille Klosterort – still nur dann, wenn nicht gerade ein Dutzend Omnibusse ihre Fracht dort abgeladen haben – liegt noch mitten in einer Alblandschaft; höchstens das Barockmünster läßt die Nähe des Oberlandes ahnen. Ist es doch die einzige der oberschwäbischen Barockkirchen, die sich in die

Alb hineinverirrt hat! Von Zwiefalten führt ein Albvereinsweg auf der rechten Seite das Achtal abwärts, das von den Berghängen des Teutschbuchs und des Emerbergs umrahmt ist und in dem der verkrautete Bach gemächlich dahinfließt. Bei Attenhöfen erreichen wir die Straße nach Riedlingen, die hier das Achtal verläßt und auf den Sporn zwischen Ach und Donau hinaufführt. Hoch über dem steilen Prallhang der Donau führt sie eine kurze Strecke durch den Wald, den östlichsten Zipfel des großen Teutschbuch-Waldes – und dann tut sich plötzlich zur Linken das Tor ins Oberland auf.

Zu unseren Füßen breitet sich die weite Flußaue, in der das silberne Band der Donau aufleuchtet, und darüber steht breit hingelagert der flache Kegel des Bussens. Der Donau-Bussen-Gau! Diese beiden, Fluß und Berg, nehmen zunächst den Blick gefangen. Daneben aber schweift er ungehindert über das flachwellige Moränenland, über dem, wenn man gerade Glück hat, die Alpengipfel aufragen. Auch einer, der in der Geographie nicht bewandert ist, spürt, daß ein anderes Land vor ihm liegt, als das er eben verlassen hat. Am eindrucklichsten zeigt uns diese Landschaft ihren Charakter im Hochsommer vor der Erntezeit. Unmittelbar unter uns tritt die Donau wieder in die Alb, den Jura ein. Flußaufwärts aber, Riedlingen zu, ist das Tal breit und offen; den Fluß begleiten weite, saftig grüne Wiesengründe, die sich bei Hochwasser in eine trostlose Wasserwüste verwandeln können. Wo das Gelände über die Aue ansteigt, leuchten die goldenen Kornfelder im weiten Rund. Die Albbauern unserer Gegend, die sich auf karglicherem Boden und



Der Bussen vom Linsenberg bei Pflummern

Aufnahme Lohrmann

bei rauherem Klima oft schwer tun, heißen dieses glücklichere Land da unten „das Gäu“. Es ist ein fruchtbares Bauernland und die kleineren und größeren Ortschaften, die zu uns heraufgrüßen, sind noch wirkliche Bauerndörfer, in denen Sitte und Brauchtum noch mehr daheim sind als anderswo; nebenbei auch uraltes Siedlungsland, wie die vielen „ingen“-Orte ausweisen. Noch rauchen keine Fabrikschlote, obwohl zahlreiche Bürgermeister liebend gerne Industriebetriebe bei sich ansiedeln möchten, noch kennt man nicht den „Arbeiterbauern“ wie im Unterland. Auch diese Dinge gehören zum Oberland. Wenn sich dann noch über diese Landschaft ein blauer Himmel spannt, in dem große Haufenwolken dahinziehen, kann man ungefähr ahnen, daß wir uns hier im Lande des Barock befinden und daß dieser eben nur hier wachsen konnte.

Ein anderer Weg über die Alb! Wir kommen von Gammertingen her über die wellige Hochfläche. Von Ittenhausen an geht es bergabwärts, so daß man meinen könnte, schon am Südrand angelangt zu sein. Daß dem nicht so ist, merken wir in Friedingen. Der Ort liegt in einem weiten Trockental, das nach Nordosten am Fuß der Großen Heuneburg vorbeiführt und schließlich als „Dobeltal“ bei Zwiefalten in das Achtal ausmündet. Man wäre angesichts dieses Tales versucht, ein Kapitel über die Geschichte der Urdonau einzuflechten, die einst diese Landschaft geformt hat; doch würde das in diesem Zusammenhang zu weit führen. Von Friedingen geht es nochmals aufwärts zum bewaldeten Linsenberg und an dessen Südrand öffnet sich wieder ein Tor. Beim Austritt aus dem

Wald liegt ein gar liebliches Bild vor uns. Im Tal zwischen den Waldhöhen des Teutschbuchs und Andelfinger Bergs das Dorf Pflummern, eingebettet in einen Wald von Obstbäumen, und darüber wiederum der Bussen, der uns auch hier seine ernstere Seite, den ganz bewaldeten Westhang zeigt! Soweit die Waldhöhen den Blick frei geben, kann man auch hier das oberschwäbische Land ahnen. Eine Hütte am Waldrand lädt zu beschaulicher Rast, die man nicht zu knapp bemessen sollte. Das vor uns liegende Pflummern weist übrigens noch eine Besonderheit auf: als altwürttembergischer Ort ist es evangelisch, während die ganze Umgebung katholisch ist; sonst wären wir ja nicht im Oberland.

Eine weitere, noch größere konfessionelle Enklave haben wir ja drüben im Kreis Ehingen, die Lutherischen Berge. Gerne steigen wir immer wieder auf die aussichtsreichen Albhöhen um Weilersteußlingen, Grötzingen und Ennahofen und jedesmal fällt es schwer, von dort zu scheiden. Es geht hinunter in das stille und abgeschiedene Weite Tal, vorbei am Nägelefeldern zur Lixe, einer Heideinsel inmitten prächtiger Wälder. Noch befinden wir uns mitten in einer richtigen Alblandschaft. Eine breite Waldschneise führt Allmendingen zu, bis rechts der Wald aufhört und – Wanderer, stehe still! Wiederum hat sich ein Tor ins Oberland aufgetan: im flachen Schmiechtal eingebettet Ehingen mit seiner türmereichen Silhouette und dahinter bis in blaue Ferne das oberschwäbische Land! Nicht der Barock allein macht es aus. Alles muß zusammenklingen: Der Barock, die Landschaft und die Menschen!

Der Hungerbrunnen

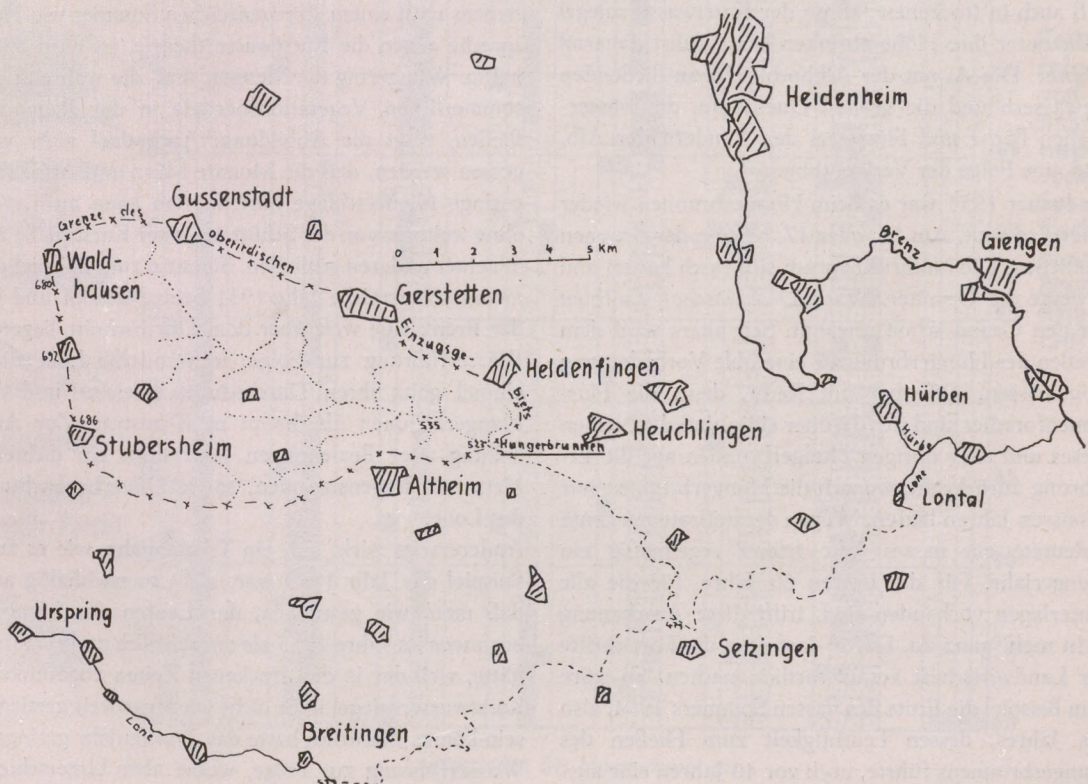
eine periodische Karstquelle auf der Ostalb

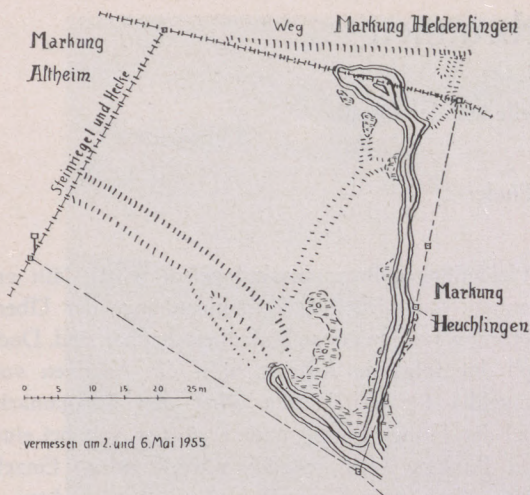
Von Hans Binder

In der „Schwäbischen Heimat“, 1. Jahrgang 1950, Seite 102 ff., berichtete Angelika Bischoff-Luithlen über Frühlingsbräuche von Alb und Donau. Vor allem beschrieb sie den vor über zweihundert Jahren abgeschafften Tanz am Hungerbrunnen und den heute noch geübten Brauch des sogenannten „Altemer Brezgamarkts“. Dieser findet alljährlich am Palmsonntag beim Hungerbrunnen, einer periodischen Karstquelle an der Dreimarkungsecke von Altheim, Heldenfingen und Heuchlingen statt. Schon die Tatsache, daß der Brunnen und das seit „unvordenklichen Zeiten“ besonderen Rechtsverhältnissen unterworfenen Grundstück um den Brunnen auf Heuchlinger Markung liegt, der Markt aber in der ganzen Umgebung der „Altemer“ Brezgamarkt heißt, obwohl er auf Heldenfinger Markung abgehalten wird und die Gemeinde Heldenfingen auch allein das Marktrecht besitzt (weshalb dort natürlich Wert auf die Bezeichnung

„Heldenfinger Brezgamarkt“ gelegt wird), läßt erkennen, daß nicht alle Zusammenhänge der Überlieferung auf den ersten Blick überschaubar sind. Doch soll der folgende Aufsatz nicht die Angaben von Angelika Bischoff-Luithlen über den Brezgamarkt und den Hungerbrunnentanz ergänzen, was bei einigen Punkten wohl möglich wäre, sondern Einzelheiten über den seltsamen Brunnen selbst berichten.

Auch die Verhältnisse des Hungerbrunnens liegen nicht so klar am Tage, wie man zunächst glauben mag: In normalen Jahren ist von einer Quelle nichts zu sehen und mancher hat schon eine Vertiefung des Wildwasserbetts unterhalb des Steinriegels, der an der Markungsgrenze zwischen Altheim und Heuchlingen das Tal quert, für den Quelltopf gehalten. Das kann man niemand verargen, denn wie das im August 1954 aufgenommene Bild zeigt, entspricht der normale Anblick des Hungerbrunnens keineswegs dem,





was man sich unter einem Quelltopf vorstellt. Steigt nun infolge reichlicher Niederschläge der Wasserspiegel im Bergesinnern, dann tritt Wasser aus dem Brunnen. Zum Unterschied vom Grundwasserspiegel, der in Talauen überall erbohrt werden kann, wird dieser Wasserspiegel, der nur in den Klüften des Kalkgesteins vorhanden ist, der Karstwasserspiegel genannt (nach dem Karstgebirge an der Adria, wo die „Verkarstung“ eines Kalkgebirges zuerst gründlich untersucht wurde). Nur eine Quelle, die so tief liegt, daß auch in trockenen Jahren der Karstwasserspiegel nicht unter ihre Höhe absinken kann, führt dauernd Wasser. Die Armut der Albhochfläche an fließenden Gewässern und die großen Quelltöpfe, die wasserreichen Bäche und Flüsse an den Rändern der Alb, sind eine Folge der Verkarstung.

Im Januar 1955 war es beim Hungerbrunnen wieder einmal so weit. Am 16. oder 17. begann der Brunnen zu fließen. Die Nachricht sprach sich rasch herum und bewegte die Gemüter. Warum? A. Bischoff-Luithlen hat den Grund schon erwähnt. Seit alters wird dem Fließen des Hungerbrunnens eine üble Vorbedeutung beigemessen. Offenbar mit Recht, denn die Flurnamenforscher sind sich darüber einig, daß der Namen dieses und aller übrigen Hungerbrunnen auf die Erfahrung zurückgeht, wonach die Hungerbrunnen nur in nassen Jahren laufen. Wegen der mißratenen Ernte bedeutete ein nasses Jahr früher regelmäßig ein Hungerjahr. Für die letzten 60 Jahre, für die alle Unterlagen vorhanden sind, trifft diese Anschauung nicht mehr ganz zu. Dafür darf man die Fortschritte der Landwirtschaft verantwortlich machen. So wäre zum Beispiel die Ernte des nassen Sommers 1954, also des Jahres, dessen Feuchtigkeit zum Fließen des Hungerbrunnens führte, noch vor 40 Jahren eine aus-

gesprochene Mißernte geworden. Der häufige Regen während der Erntewochen hätte zu gewaltigen Ausfällen infolge Auswachsens geführt. In der Statistik gehört das Jahr 1954 beim Getreide quantitativ zu den guten Jahren, nur die Qualität ließ zu wünschen übrig. Doch konnten durch Beimischung ausländischen Mehls die Folgen gemildert werden. Auch die Hackfruchternte von 1954 wurde als gut bezeichnet. Das eigentliche Laufjahr, das Not im Gefolge haben soll nach dem alten Glauben, erbrachte eine Ernte, die bei guter Qualität durchweg als gut bis sehr gut notiert wurde. Die weitere Meinung, das Fließen des Hungerbrunnens bedeute auch Krieg (vom Fließen der Lone entlang ihres ganzen Tals wird dasselbe behauptet), kann man trotz des unbestreitbar häufigen Zusammentreffens von Kriegs- und Laufjahren getrost als Aberglauben zurückweisen.

Zehn Tage nach dem Austreten wurde die erste Schüttungsmessung vorgenommen. Es waren damals schon 70 Sekundenliter, gewiß ein stattlicher Anfang! Bis zu dem Mitte April erreichten Höchststand von 240 Sekundenlitern nahm die Quelle nahezu stetig zu. Danach ließ der Brunnen rasch nach, schneller als er zugenommen hatte, spendete dann wochenlang recht geringe Mengen und versiegte nach 204 Lauf Tagen am 8. August.

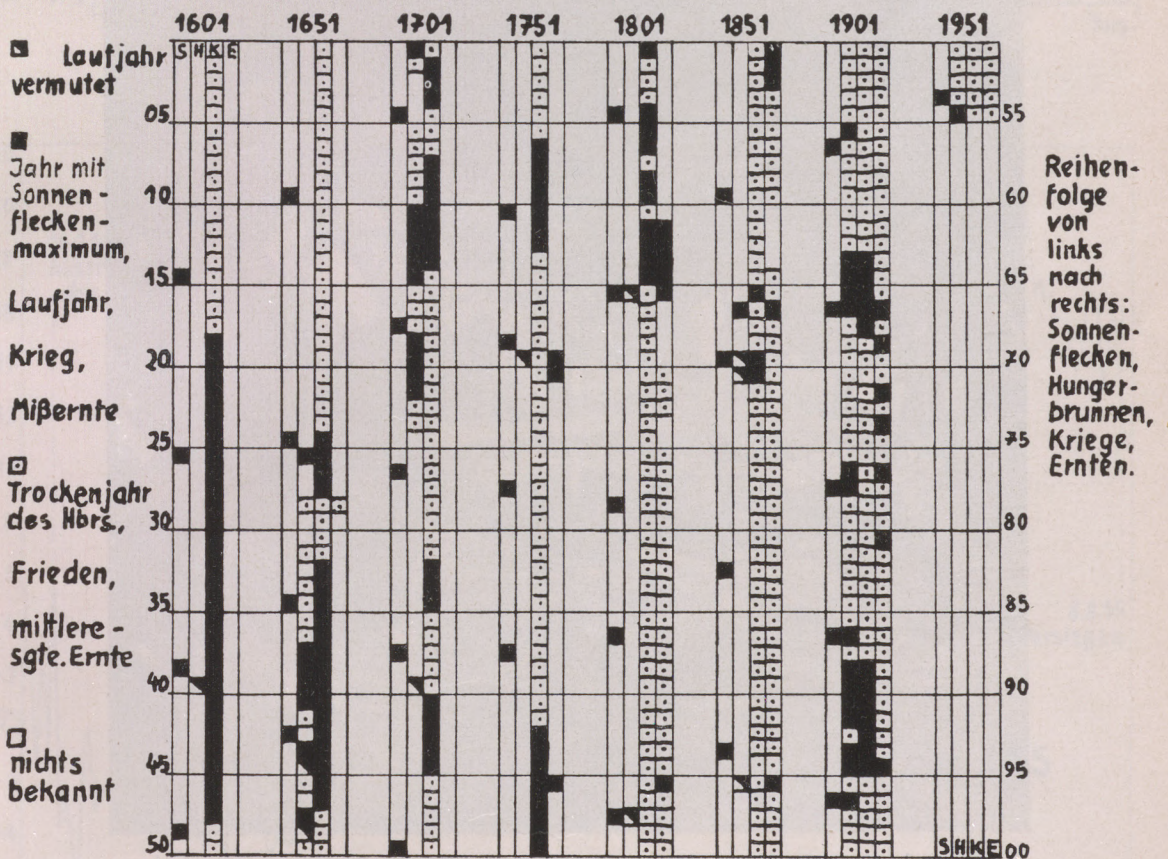
Der häufig gehörte Einwand, die Tatsache des Versiegens nach einem so regenreichen Sommer wie 1955 spreche gegen die Karstwassertheorie, ist nicht stichhaltig. Wie gering die Mengen sind, die während der sommerlichen Vegetationsperiode in der Regel abfließen, zeigt die Abbildung. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Monate März und April sehr geringe Niederschläge hatten. Man kann auch nicht ohne weiteres von der Schüttung einer Karstquelle auf die einer anderen schließen. So hatte zum Beispiel das niederschlagsreiche Jahr 1931 beim Blautopf und bei der Brenz eine weit über dem Durchschnitt liegende Wasserführung zur Folge, während die Lone nicht einmal ganz ihren Durchschnitt erreichte und der Hungerbrunnen überhaupt nicht austrat. Zur Aufhellung aller Beziehungen fehlt noch ein dichteres Netz von Regenstationen, sowie Dauerbeobachtung der Lone.

Andererseits wirkt sich ein Trockenjahr, wie es zum Beispiel das Jahr 1949 war, nicht so nachhaltig aus, daß man, wie geschehen, das Laufen des Hungerbrunnens im Jahre 1955 als unerklärlich zu bestaunen hätte, weil der in den trockenen Zeiten abgesunkene Karstwasserspiegel noch nicht wieder soweit gestiegen sein könne. Natürlich hatte das Trockenjahr geringere Wasserführung zur Folge, wobei aber Unterschiede



Der trockene Quelltopf des Hungerbrunnens, August 1954

Aufnahme Dölker



Laufperioden des Hungerbrunnens

zwischen den Flüssen aus nichtverkarstetem Gebiet und denen aus verkarsteten Gebieten bestehen. Bei den ersteren fiel der Tiefstand noch in das Trockenjahr selbst, bei den letzteren erst in das Jahr 1950. Bis zum Jahre 1953 war aber längst wieder überall eine normale Wasserführung erreicht.

Starke Niederschläge machten sich bei der Schüttung des Hungerbrunnens in der Regel nach drei bis vier Tagen bemerkbar. Eine eindrucksvolle Ausnahme machte das Gewitter mit anschließendem Wildwasser am 22. Juli, das sich sofort in der Schüttung anzeigte. Auch die Verhältnisse beim Wildwasser am 8. Februar und in den Tagen danach müssen als Abweichung von der Regel betrachtet werden. Im Gegensatz zum Blautopf, der nach Gewittern und anhaltenden Regenfällen lehmtrüb fließt, sprudelte das Wasser des Hungerbrunnens nur einmal, eben nach dem ungewöhnlich starken Wildwasser vom 8. Februar (Höchstmenge 22 m³/s) einige Tage lang trüb aus der

Erde. Bakteriologische Untersuchungen im Mai ergaben übrigens ein so reines Wasser, wie es für nichtgefaßte Quellen selten ist.

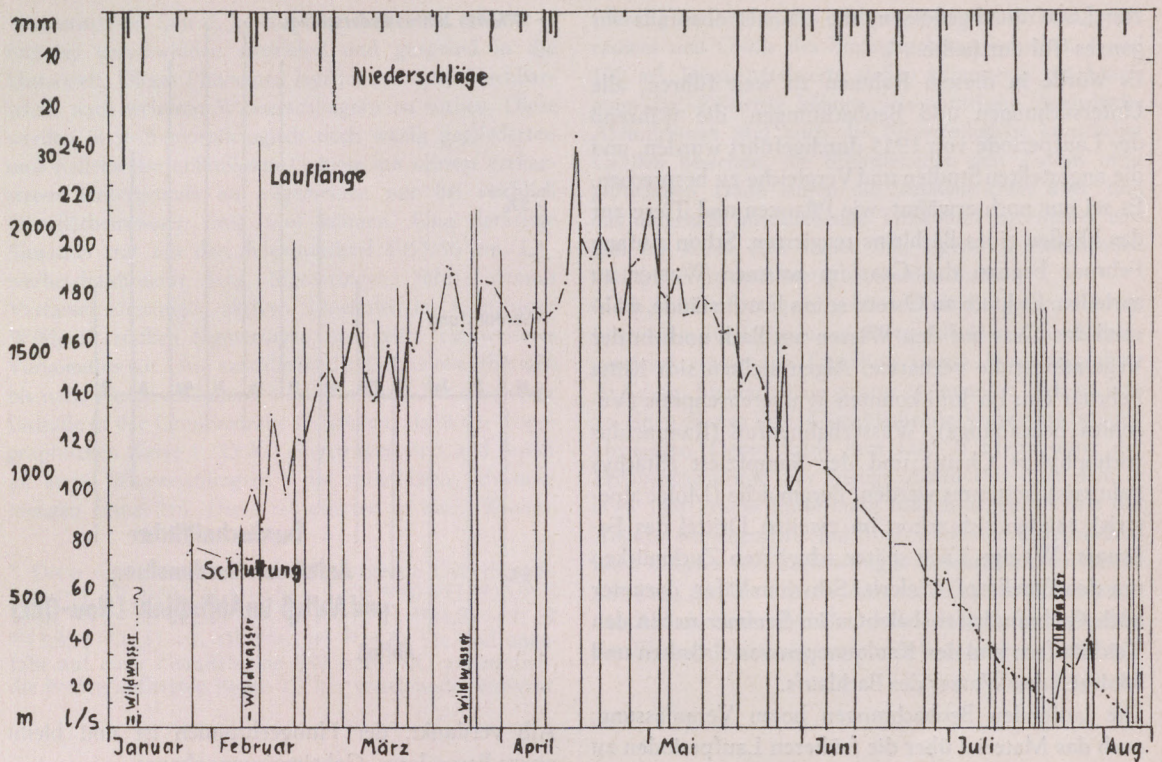
Einen merkwürdigen Verlauf zeigte die Kurve der Quellwärme. Bis Ende März bewegt sie sich mit der Kurve der durchschnittlichen Tagestemperatur der Luft auf und ab, oft mit geringer Verzögerung. Von da an verläuft sie nahezu linear bei 9° C. Da der Übergang zur gleichbleibenden Temperatur in der Zeit erfolgt ist, in der sich die Kurve der Lufttemperatur endgültig über 0° erhob, kann man vermuten, daß der Zutritt kalter Luft durch Spalten und Erdfälle die Ursache dieser Schwankungen darstellt.

Die Lauflänge betrug diesmal meist etwas über zwei Kilometer und war auch kurz vor dem Versiegen noch verhältnismäßig groß. Während des zweiten Weltkriegs war der Hungerbrunnen, allerdings bei einer in diesem Jahrhundert einzig dastehenden Schüttung von 500 bis 750 Sekundenlitern, jahrelang bis

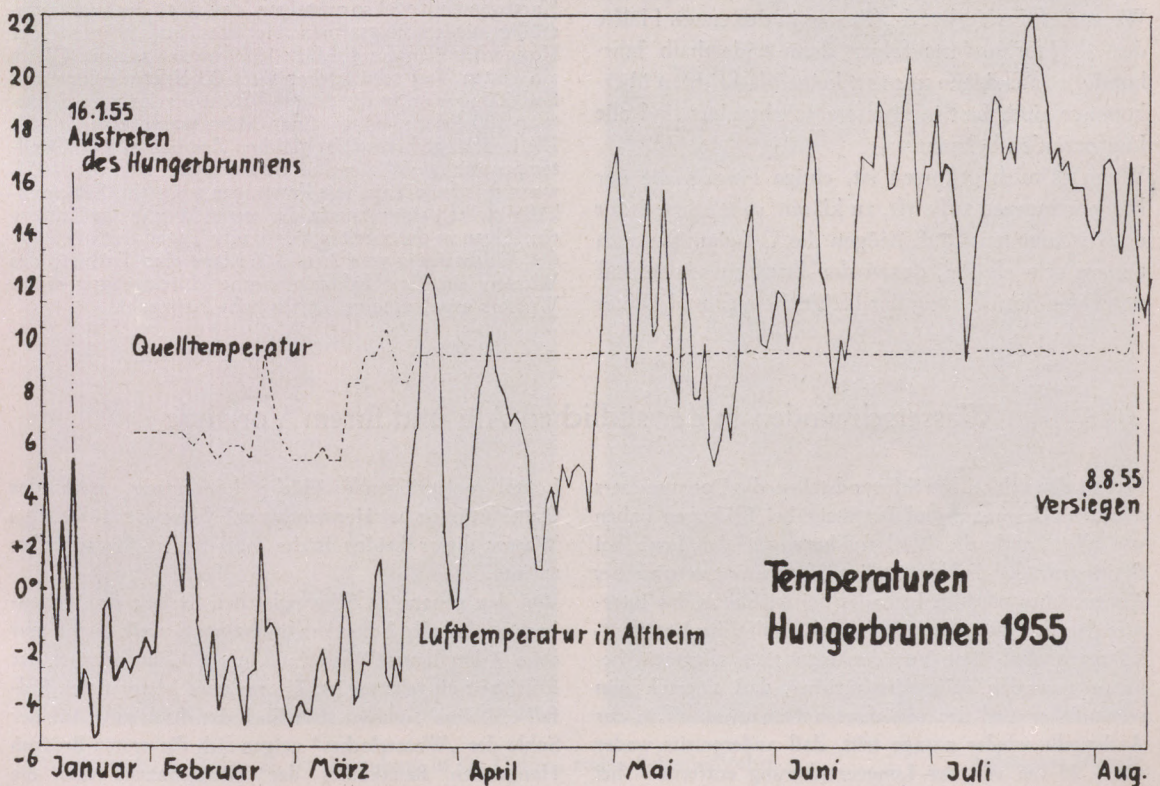


Der fließende Hungerbrunnen lockte zum Brezgamarkt 1955 eine besonders große Zahl von Besuchern an.

Aufnahme Siegfried Bühler



Hungerbrunnen 1955: Schüttung, Lauflänge, Niederschläge

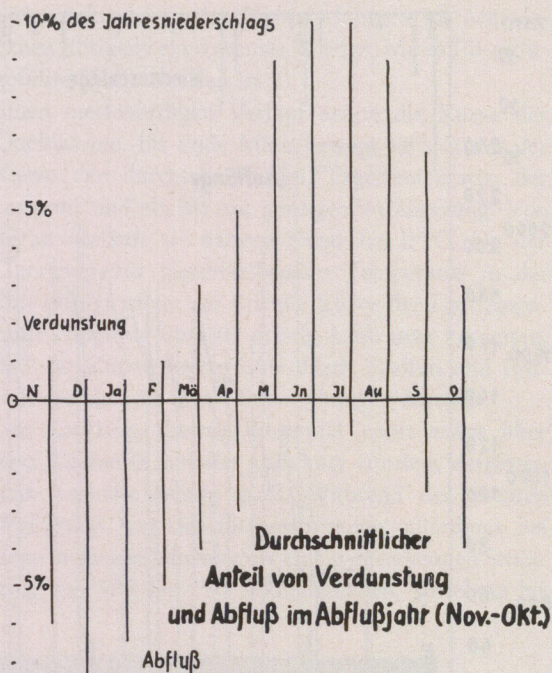


zur Lone durchgeflossen, die damals ebenfalls ihr ganzes Tal durchheilte.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, alle Untersuchungen und Beobachtungen, die während der Laufperiode von 1955 durchgeführt wurden, und die angestellten Studien und Vergleiche zu besprechen. Es sei nur noch erwähnt, wie Pflanzen und Tiere auf das Fließen eines Bächleins reagierten. Schon Anfang Februar begann das Gras im warmen Wasser zu sprießen. Es hatte an Ostern schon Fruchtstände, während das Gras auf den Wiesen am Bach noch in der Vegetationsruhe verharrte. Algen stellten sich Mitte Februar ein. Im Juni konnten Wasserehrenpreis (*Veronica beccabunga*), Wasserhahnenfuß (*Ranunculus trichophyllus* Chaix) und der Sumpfsiest (*Stachys palustris*) bestimmt werden. Bergmolche (*Molge alpestris*) zeigten sich schon im zweiten Drittel des Februars. Wenige Tage später schwirrten Zuckmücken um den Quelltopf. Vieles Schwimmkäfer, darunter auch Gelbrandkäfer, belebten im Sommer neben den Teichläufern und den Kaulquappen von Fröschen und Molchen das Wasser des Bachlaufs.

Die laufenden Beobachtungen boten Veranlassung, auch das Material über die früheren Laufperioden zu sammeln. Hierbei waren die Aufzeichnungen im Ratsprotokoll der Freien Reichsstadt Ulm, die einst dem Hungerbrunnentanz gegolten hatten, von großem Wert. Auf das Verbot des Tanzes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgen dann anderthalb Jahrhunderte, aus denen uns fast keine Nachrichten überkommen sind. Erst in unserem Jahrhundert sind alle Laufperioden bekannt.

Wenn es auch gelungen ist, einige Fragen, die der Hungerbrunnen aufwirft, zu klären, so tauchen dafür doch wieder neue auf. Mögen die Geheimnisse auch andere sein als die, denen der Brunnen seinen Ruf unter der Bevölkerung der Heidenheimer und Ulmer



Alb verdankt, der Hungerbrunnen ist und bleibt etwas Besonderes, Geheimnisumwobenes.

Nachtrag: Die Schneeschmelze Anfang März, die allenthalben im Land zu Überschwemmungen führte, ließ den Karstwasserspiegel so ansteigen, daß trotz des verhältnismäßig niederschlagsarmen Herbstes und Winters der Hungerbrunnen am 4. März 1956 wieder austrat. Gleich am ersten Tag schüttete er über 30 Sekundenliter und floß 600 m weit. In der dritten Woche erreichte die Schüttung 130 Sekundenliter, Ende März waren es noch 100. Die Lauflänge betrug zur gleichen Zeit 950 m. Die Quelltemperatur weist dieselbe Schwankung auf wie 1955, wenn frostfreie Tage mit Frosttagen wechseln. Schwimmkäfer stellten sich schon in der ersten Woche des Laufens ein, Algen in der zweiten. Nach vier Tagen trat als Folge des Wildwassers vom 2. und 3. März eine Trübung des Wassers ein. Eine bakteriologische Untersuchung dieses Wassers ergab eine gefährlich hohe Keimzahl.

Wasserschwinden in der südlichen Alb und ihrem Vorlande

Neben den zahlreichen Schwundstellen des Donauwassers zwischen Geisingen und Bergsteig bei Fridingen haben vor allem noch die Flußversickerungen der Lone bei Breitingen, der Fehla nördlich Hermentingen und des Annenbaches nördlich Igelswies bei Meßkirch das Interesse der Forschung erweckt; durch zahlreiche Veröffentlichungen sind diese Versickerungsstellen allgemein bekannt geworden. Wir wissen sicher, daß einerseits ein wesentlicher Teil des versickerten Donauwassers in der Aachquelle wieder zutage tritt, daß andererseits weder die - 25 km von der Loneversickerung entfernt - bei

Lontal entspringende Hürbe Lonewasser, noch der Gallusbrunnen bei Hermentingen Fehlawasser führt. Das Wasser dieser beiden Bäche muß andere Karstquellen speisen.

Von den genannten Schwundstellen ist jene des Annenbaches deshalb besonders interessant, weil dieser nur etwa 3 km lange Wasserlauf in die Grundmoräne der Rißeiszeit eingebettet ist. Ein mehrere Meter tiefer Erd-fall („Doline“) nimmt schließlich den Bach auf. Auf der Sohle des „Wasserloches“ zeigen sich die ersten Brocken Hangenden Bankkalkes der Weißjurazeit, und die

Wassermassen (am 5. Januar 1956 waren es 100 m³ je Stunde) verschwinden strudelnd und gurgelnd in die Unterwelt. Dieses Phänomen legt nahe, in der Nachbarschaft nach weiteren Wasserschlingern zu suchen. Diese werden in dem morphologisch noch wenig gegliederten und stellenweise abflußlosen Gebiete mit seinem verkarsteten Untergrunde im allgemeinen nur bei reichlich Oberflächenwasser tätig sein können. Eine derartige Situation trat um den Jahreswechsel 1955/56 ein. Gewerbeschuldirektor Jerg, Sigmaringen, führte damals Verfasser zu einigen aktiven Schwinden im Josefskluster Wildpark südlich Sigmaringen und teilte ein weiteres Vorkommen mit. Auf anschließenden Geländebegehungen bis nahe Meßkirch konnte Verfasser zunächst weit mehr Erdfälle in der Grundmoräne feststellen, als in der Topographischen Karte 1 : 25 000 eingetragen sind, und ferner an sechs Wasserschlingern * die stündlichen Schwundmengen feststellen. Diese schwankten je nach Wasser-

* Diese 6 Schwundstellen haben folgende Gitterkoordinaten: 1. (R ³⁵10,2|H ⁵³19,5) – 2. (R ³⁵10,6|H ⁵³20,9) – 3. (R ³⁵12,1|H ⁵³22,4) – 4. (R ³⁵15,7|H ⁵³24,8) – 5. (R ³⁵15,8|H ⁵³24,1) – 6. (R ³⁵16,0|H ⁵³24,3). Sie sind ungefähr auf einer Geraden von SW nach NO angeordnet; die beiden äußersten liegen 7,7 km voneinander entfernt.

führung während des zehntägigen Beobachtungszeitraumes und Größe des Einzugsgebietes zwischen 4 und 100 m³. Diese Meßwerte stellen keineswegs ein Maximum dar. Zeitweise können, wie natürliche oberirdische Abflußrinnen und auch die Notwendigkeit künstlicher Gräben beweisen, die Schluckstellen den Zufluß nicht aufnehmen. Dann laufen die Dolinentrichter über, und das unterhalb anschließende Trockental hat wieder einmal für kurze Zeit seinen ihm eigentlich zustehenden und früher ja auch stetig fließenden Bach.

Noch nicht befriedigend geklärt ist die Frage, wo die vom Liegenden der Grundmoräne verschluckten Oberflächen-gewässer erneut ans Tageslicht treten. Bergwachtführer A. Schön, Sigmaringen, gelang es unlängst, sich in eine an einen offenen Erdfall anschließende senkrechte Schlotte abzuseilen. Deren Sohle liegt fast 50 Meter unter der Erdoberfläche und nur wenige Zentimeter über dem in etwa 1500 Meter Entfernung südlich liegenden Bett der Ablach. Karstquellen sind aber Verfasser im Ablachtal nicht bekannt und auch wenig wahrscheinlich. Es könnte also sein, daß die Karstwässer wie in einem Düker unter der Ablach hindurchfließen und sich dem Einzugsgebiet des Rheines beziehungsweise des Bodensees zuwenden.

Gerhard Dittrich



Der Annenbach; links: an der Mündung in die Doline; rechts Schwundlöcher

Aufnahmen Dittrich

Elektrische Leitungen im Straßenbild



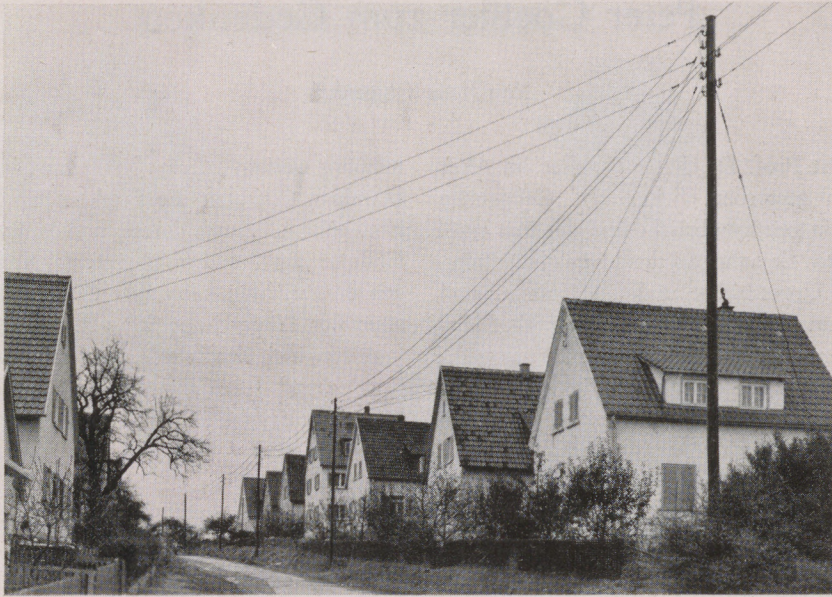
Wie schön ist das Bild der Dorfstraße in Herzogsweiler, Kr. Freudenstadt mit der besonders großen und gut gewachsenen Kastanie! (links). Wie anders dagegen die Linde im gleichen Dorf, die ein Opfer der Technik wurde und sich gefallen lassen mußte, daß wegen elektrischer Leitungen ein großes Loch durch das geschlossene Astwerk gebrochen wurde (rechts). Aufnahmen L. Neuschler



Die Leinfelder Straße in Musberg

Aufnahme Schwenkel

Das Bild 4 Seite 32 unserer Zeitschrift von 1954 hat eine erfreuliche Wirkung gehabt. Die Neckarwerke in Eßlingen haben die Leitungen in Musberg umgestellt und dabei die Leitungsführung verbessert. Der Leser möge das erwähnte Bild mit dem jetzigen Zustand in der Leinfelder Straße vergleichen (die Straße ist eben im Umbau).



Die Rohrer Straße in Musberg

Aufnahmen: Schwenkel

Auch in der Rohrer Straße in Musberg wurden in einem Neubaugebiet die Leitungsmasten und Drähte herausgenommen. Man sollte wahrlich nicht glauben, daß eine solche Reihe von Masten einem so anspruchslosen Straßenbild solchen Schaden zufügen kann und daß ihre Beseitigung als eine wahre Erleichterung empfunden wird. Bürgermeister Egler von Musberg-Leinfeld, der sich in so dankenswerter Weise um die Gestaltung seiner Dörfer annimmt, wird wohl die Verbesserung des Ortsbildes mit

veranlaßt haben. Mögen diese lobenswerten Beispiele – auch bei Telefonleitungen der Post, die doch so leicht zu verkabeln sind – auch anderweitig nachgeahmt werden. Vor einigen Jahren haben wir die geradezu haarsträubend scheußliche Leitungsführung in dem reizenden Städtchen Niedernhall beanstandet, wissen aber nicht, ob inzwischen ein Wandel eingetreten ist. Wir hoffen, daß der Gedanke des Heimatschutzes sich allmählich auch bei der Technik durchgesetzt hat und als berechtigt anerkannt wird.

Peter Goessler zum Gedenken

Von Hans Schwenkel

Am 13. März ist Prof. Dr. Peter Goessler im Alter von 84 Jahren gestorben. Seinen 80. Geburtstag feierte er noch in geistiger Frische und der ihm eigenen Lebendigkeit. Er nahm an der Heimatforschung, an Geschichte, Urgeschichte und am Heimat- und Naturschutz immer noch lebhaften Anteil. Doch begann sein früher so ausgezeichnetes Gedächtnis nachzulassen und eine innere Unruhe erfaßte ihn. Als ich ihn kurz vor Weihnachten besuchte, begrüßte er mich sehr herzlich, machte auch körperlich noch einen recht frischen Eindruck, erklärte aber nach kurzer Zeit, daß er sich verabschieden müsse, um heimzugehen. Der Heidenheimer Sohn war gerade auf Besuch da und nahm ihn auf eine kleine Autofahrt mit, um ihn abzulenken. Es ist fraglich, ob er mich noch erkannt hatte. Das Werkzeug seines Geistes, das ihm ein Leben lang so vorzügliche Dienste geleistet hatte, war verbraucht.

Wir haben Goesslers Leben und Werk bei seinem 80. Geburtstag in unserer Zeitschrift ausführlich gewürdigt (1952, Heft 3). Die wichtigsten Daten dürfen dem Leser aber noch einmal vor Augen geführt werden. Peter Goessler ist am 17. Mai 1872 als Dekanssohn in Geislingen a. d. Steige geboren und verlebte seine Jugend in Neuenstadt an der Linde, das er so sehr geliebt hat. Er besuchte nach bestandnem Landexamen die niederen theologischen Seminare in Schöntal und Urach. Dadurch wurde er mitten in fränkisch-schwäbische Landschaften hineinversetzt mit ihrem Reichtum an geschichtlichen Bau- und Kunstdenkmälern; er wurde aber auch mit dem klassischen Altertum und seinen Sprachen vertraut. Und so stand er von Jugend auf zwischen den beiden Polen, deren gespannte Kraftlinien das Feld bestimmten, das er nie verlassen hat: Heimat und Griechenland. Was die strenge Zucht dieser Internate, die konzentrierte Arbeit, die Kameradschaft, für ihn wie für jeden, der diese Schulen durchlief, bedeutete, ist hinreichend bekannt. Nach bestandener Reifeprüfung (Konkurs genannt) nahm ihn das Tübinger Stift auf, und zwar nicht zum Studium der Theologie, sondern als Student der Philologie, was infolge der Lockerung der Stiftsbestimmungen glücklicherweise möglich war, als er 1890 das Studium der Alten Sprachen, der Geschichte und der Archäologie begann. So reifte der Jüngling in der bekannten Stiftsatmosphäre, die ja den Geist und die Kultur des evangelischen Altwürt-

temberg weithin geprägt hat, zum Manne heran. Er bewahrte sich aber die Freiheit der Persönlichkeit. Dies geht u. a. auch daraus hervor, daß er der Verbindung „Igel“ und nicht einer der Stifts-Verbindungen beitrug. Man kann aber trotzdem sagen, daß er einer der Träger jenes Stifts-Fermentes war, das bis in unsere Zeit herein so segensreich gewirkt hat.

Bezeichnend für den späteren weitgeschwungenen Lebensbogen von Peter Goessler ist es, daß er 1894 nach Ablegung der Staatsprüfung seine Studien fortsetzte, und zwar an der Universität Berlin. War es in Tübingen der Historiker Dietrich Schäfer, der ihn beeinflusste, so hörte er in Berlin Heinrich von Treitschke und vor allem Ernst Curtius und Hermann Diels. Auch in Genf und Paris erweiterte er seinen Horizont. Gleichsam nebenher legte er die zweite Dienstprüfung für das höhere Lehramt ab und promovierte in Tübingen 1896. Am politischen Zeitgeschehen nahm er lebhaft Anteil. Als Hauslehrer wurde er mit der Fabrikantenfamilie Voith in Heidenheim bekannt, mit der er in Freundschaft verbunden blieb. Einer seiner Söhne trat als Ingenieur später in die Firma ein.

Die Lehrtätigkeit im staatlichen Schuldienst dauerte von 1898 bis 1902. Er war u. a. auch Repetent in Schöntal und in Blaubeuren. Schon damals fand er die Freundschaft von Männern, die später in Württemberg eine große Rolle spielten (Schermann, Bazille). Um die Jahrhundertwende begann er mit vorgeschichtlichen Studien im Land und mit Ausgrabungen am Limes.

1902 konnte er endlich die Stätten seiner Sehnsucht auf einer großen Mittelmeerreise besuchen. 1903 begab er sich mit Wilhelm Dörpfeld, dem Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. Mit ihm lernte er die klassischen griechischen Stätten aus eigener Anschauung kennen. Auf der Rückreise besuchte er noch Sizilien und Pompeji. Dann wurde der Unterricht in Eßlingen wieder aufgenommen. Im Jahre 1905 hatte er Gelegenheit, mit Dörpfeld an Grabungen auf der griechischen Insel Leukas teilzunehmen und die Technik der Ausgrabung zu lernen, nachdem er bereits ein Jahr vorher durch eine Arbeit: „Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus“ Aufsehen erregt hatte. Um diese Zeit lenkte Goessler im Württ. Anthropologischen Verein in der Debatte nach einem Vortrag die Aufmerksamkeit auf sich. Und so



Goeßler (links) und Dörpfeld im Boot nahe der Insel Leukas, Februar 1935

lag es nahe, ihn 1905 zum Assistenten von Professor Eugen Gradmann an das Landeskonservatorium vaterländischer Altertümer zu berufen – man hätte keinen geeigneteren Mann finden können. Bereits 1906 stellte er ein Programm für die archäologische Erforschung der Heimat auf, das er mit beispiellosem Erfolg nach und nach verwirklichen konnte. 1910 wurde Goeßler zum Konservator mit dem Titel eines Professors ernannt.

Wer mit Goeßler in Berührung kam, verspürte seinen ausstrahlenden Geist, wer mit ihm zusammenarbeitete, wurde bereichert und unwillkürlich angespornt, das Höchste auf seinem Gebiet zu leisten, was seine Kräfte erlaubten. Er gab ja selber das Beispiel dazu. Obwohl er seiner klassischen Bildung und Veranlagung nach Historiker war, umfaßte sein Geist und sein erstaunliches Gedächtnis doch den ganzen Bereich des kulturellen Lebens nach seiner Entwicklung und seiner Bedingtheit durch Volksart, Landschaft und sonstige Einflüsse. Er war Forscher von europäischem Ruf auf dem Gebiet der Vorgeschichte und des klassischen Altertums, besonders der Welt Homers. Seine freundschaftliche Zusammenarbeit mit Wilhelm Dörpfeld spiegelt sich in der 1951 im Verlag Kohlhammer erschienenen Dörpfeld-Biographie wieder.

Aber seine Liebe galt in erster Linie der Heimat, ihrer Erforschung, ihrem Schutz und ihrer Pflege. Als er 1920 das Landesamt für Denkmalpflege leitend übernahm, bezog er nicht bloß die Kunst- und Altertumsdenkmäler ein, sondern auch Natur und Land-

schaft, Volkstum und Archivalien. Die Besetzung der Abteilungen Naturschutz (Schwenkel), Volkstum (Lämmle) und später Kunstdenkmäler (R. Schmidt) mit hauptamtlichen Kräften ist sein Verdienst. Er war sich klar darüber, daß die Heimatkultur nur gefördert werden kann, wenn man all ihren Wurzeln nachgeht, und daß man altes Kulturgut zum Beispiel nicht deshalb pflegt, „weil es alt ist, sondern obwohl es alt ist“. Was frühere Geschlechter geschaffen haben, soll das Schaffen des heutigen Menschen befruchten. Das war eine seiner Maximen.

Seine Wirksamkeit in die Tiefe und in die Breite hat wohl zwei Hauptgründe. Einmal den, daß er mit den bedeutenden Heimatforschern, Gelehrten und Künstlern in Verbindung stand, zum Teil in herzlicher Freundschaft, so mit E. Fraas, Hertlein, Ruolt, Nägele, Schliz, Karl Schumacher, mit Karl Weller und Viktor Ernst als Historikern, mit Robert Gradmann als Geographen, mit Karl Bohnenberger als Volkskundler, mit Ernst Fiechter als Kunstsachverständigem und Baugeschichtler. Er lernte von ihnen und ließ sich beraten, wo er sich nicht sicher fühlte. Sodann aber hatte er die Gabe, die Fachleute und Liebhaber auf dem Land mit scharfem Blick nach ihren Fähigkeiten zu erkennen; er regte sie an, stellte ihnen Aufgaben und blieb dauernd mit ihnen in Fühlung. Es gab wohl keinen Heimatforscher, keinen örtlichen Heimatverein, den er nicht kannte und förderte. Dies gilt auch für die Heimatmuseen, so kümmerlich sie oft auch waren. Dem Heimatbund in Württemberg und

Hohenzollern und dem Schwäbischen Albverein, besonders aber allen historischen Vereinen und der Kommission für Landesgeschichte stand er besonders nahe. Eugen Nägele war sein persönlicher Freund, dessen Biographie er später schrieb. Die Beziehungen zu den Forschungsstätten in Mainz und Frankfurt am Main wurden aufgenommen und gepflegt. Einen ehrenvollen Ruf nach auswärts lehnte er ab. Das beste Bild der umfassenden Arbeit, die das Landesamt für Denkmalpflege unter Goeßler vor dem zweiten Weltkrieg leistete, gibt die von August Lämmle geleitete, von der Gesellschaft der Freunde des Württ. Landesamts für Denkmalpflege herausgegebene Monatschrift Württemberg mit den Jahrgängen 1929 bis 1938. Hier ist Goeßlerscher Geist lebendig gewesen, auch noch nach 1933.

Groß sind Goeßlers Verdienste um das Museumswesen in Stuttgart. Was er in den Erdgeschoßräumen der Landesbibliothek antraf, war nicht viel mehr als ein überfülltes Magazin. Das Neue Schloß nahm die Antikensammlung und das Heeresmuseum, das Alte Schloß die Vor- und Frühgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums auf. Seit 1919 waren Oscar Paret, seit 1921 Walther Veeck seine Mitarbeiter.

Zahlreiche Schriften hat Goeßler angeregt und herausgegeben, wie er denn allezeit ein großer Anreger war, der Aufträge austeilte, die er selbst besser hätte erledigen können. Aber dazu fehlte ihm die

Muße. Dennoch ist es erstaunlich, was er an Büchern und Aufsätzen in seinem arbeitsreichen Leben geschrieben, was er in Vorträgen und Vorlesungen auf Lehrgängen und Führungen in seiner mitreißenden Art geleistet hat.

Einige offenerherzige Bemerkungen, mit denen Goeßler ja nie sparsam war, kosteten ihn das Amt. Ein Paragraph des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums gab die gesetzliche Handhabe. Mit Mühe und Not wurde ihm schließlich die Pension zugebilligt. Das war ein unerhörter Schlag gegen einen so verdienten Mann und gegen alle seine Freunde. Goeßler hat darunter auch sehr gelitten, um so mehr, als er in Tübingen, wohin er gezogen war, von manchen wie ein Geächteter gemieden wurde. Aber er blieb ungebrochen und forschte mit Wilhelm Dörpfeld auf griechischem Boden an der Klärung alter, ihm lieber Probleme weiter. In der Not des Vaterlandes während des Krieges und besonders nachher, als er überall einspringen konnte, wo vorübergehende Lücken entstanden waren, bewies sich Goeßler als ein Mann von guter deutscher Gesinnung, dem jedes Ressentiment fernlag.

Mit Peter Goeßler ist der Vater der Heimatforschung und der Heimatpflege in Württemberg von uns gegangen. Doch wird seine Leistung „nicht in Aeonen untergehen“, und seine Persönlichkeit wird ihre Kraft auf viele Generationen ausstrahlen.

Der letzte Graf von Montfort sieht sterbend den See

(Tettnang 1787)

Die Sonne strahlt mir ins kranke Gesicht.
Sie haben mich hierher getragen,
Damit ich, bevor mein Leben zerbricht,
Noch einmal kann wägen und wagen.

Der Väter Schloß ist an Österreich verkauft,
Doch sie dulden, da ich erblasse,
Mich einmal noch da, wo ich getauft,
Mich noch einmal auf der Terrasse.

Die Wintersonne wirft leuchtendes Gold
Auf den See, fern im Widerschein,
Das Eriskirchlein spitzt sich so hold
In den hellen Himmel hinein.

Mir blieb in der Vorstadt nur ein Raum,
Den die Eltern nie angeschaut.
Sie sahen stets einen großen Traum,
Den haben zu groß sie erbaut:

Ein Schloß strahlt über Wald und Land
Bis an den Bodensee.
Drin herrscht ein Fürst. In seiner Hand
Liegt Liebe, Lust und Weh.

So träumend wuchs ich, fein und schwach,
Man kam mir mit Geld und Gerichten,
Man sagte mir Trost und Schimpf und – ach,
Es gäbe noch vieles zu schlichten.

Doch heute haben sie mich hierher gebracht,
Es steht mir nicht an, zu richten.
Ich habe die Welt mir zu groß gedacht.

Werner Walz

Ludwig Finckh

zu seinem 80. Geburtstag am 21. März 1956

Der stärkste Eindruck, den man heute von einer Begegnung mit dem achtzigjährigen Ludwig Finckh mitnimmt, ist der einer unverwüstlich erscheinenden Jugendfrische, die der äußeren Symptome seines hohen Alters spottet. Bei aller altersreifen Verhaltenheit und Abgeklärtheit seines Temperaments kann der Dichter nicht verleugnen, daß er eine Kämpfernatur ist, der das untätige Stillsitzen noch nie Freude gemacht hat. Auch heute noch nimmt er immer wieder gerne Stellung zu dem politischen und kulturellen Geschehen in seiner Heimat und draußen in der Welt, und wie in früheren Jahren geht er unverdrossen hinaus, um die Menschen mit der Gabe seines dichterischen Wortes und mit der Kraft seines Herzens zu beschenken. So sehr auf der einen Seite ein lyrisches Element sein Werk prägte – wir erinnern uns daran, daß er einst mit minnesängerhaften Versen begonnen hat – so stark mußte er jenem kämpferischen Zug seines Wesens immer wieder Raum geben. Dabei ist er nie einer unfruchtbaren Polemik erlegen, sondern war stets bestrebt, seine Feder in den Dienst der Erhaltung von Werten zu stellen, die durch die Zeitentwicklung in Gefahr gekommen waren.

Eine solche Gefahr sah Finckh in der Entwurzelung des modernen Menschen – den Begriff Entwurzelung im weitesten Sinne gefaßt. Eine der Kräfte, die er dagegen ins Feld führte, war die Besinnung des Menschen auf sein Ahnen-Erbe. In frühen Jahren, da er noch ein einsamer Streiter auf diesem Gebiet gewesen ist, rief er schon zur Pflege der Ahnenkunde auf, – so in seinem „Ahnen-Büchlein“ aus dem Jahre 1920, dem in den Jahren darauf eine Reihe ähnlicher Veröffentlichungen folgte: („Ahnengarten“, „Ahnenhorst“, „Heilige Ahnenschaft“, „Das Vogelnest im Ahnenbaum“, „Das deutsche Ahnenbuch“.) In der Erzählung „Bricklebitt“ (1926) haben sich diese Bestrebungen zu einer Dichtung kristallisiert, die einst viele junge Menschen für den Ahnengedanken erwärmt hat.

Den gleichen Zielen dient Finckhs Schaffen dort, wo er sich der Pflege des Heimat-Erbes widmet. Das tat er nicht nur in zahlreichen beschreibenden und erzählerischen Werken aus der Welt seiner engeren Heimat, dem Land um den Bodensee, sondern auch in seinem aktiven Kampf um die Erhaltung der Hegau-Landschaft, deren ursprüngliches Bild durch bestimmte Eingriffe bedroht war.

Neben die äußere Heimat trat das Bemühen um die geistige, die Ludwig Finckh nicht weniger wichtig war. Er hat ihre Kräfte aufgezeigt und dargestellt in einer Reihe von teils biographischen Erzählungen, die bedeutenden Menschen gewidmet sind: „Ein starkes Leben“ (Um den Pfälzer Konrad Krez, der 1848 seine Heimat verließ und in Amerika zu hohem Ansehen gelangte), „Stern und Schicksal“ (Um den Astronomen Johann Kepler), „Der göttliche Ruf“ (Um den Mathematiker Robert Mayer), „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier“ (Um Friedrich den Großen, Maria Theresia und den aus einer Heidenheimer Kürschnerfamilie stammenden späteren General Johann Jakob Wunsch) u. a. m.

Die seiner ersten Schaffensperiode entstammenden Erzählungen: „Der Rosendoktor“, „Rapunzel“, „Reise nach Tripsdrill“, „Der Bodenseher“, die dem schwäbischen Heimatboden ebenfalls tief verpflichtet sind, mögen in ihrer konservativen Sprachform dem Stilempfinden des Menschen von heute nicht mehr ganz gemäß sein. Als Ausdruck ihrer Zeit behalten sie ihre Bedeutung, und gerade heute fühlen wir immer wieder einmal das Bedürfnis, dem innigen Sprachklang einer vergangenen Zeit nachzulauschen, die unserer Eltern- und Großeltern-Generation einst glückliche Heimat gewesen ist.

Der Romantiker, der in dem Dichter Ludwig Finckh trotz seiner erlebnisfrohen Aufgeschlossenheit dem Wirklichen gegenüber immer mit am Werke ist, hat ihn in seiner Lyrik Klänge finden lassen, denen eine echte Verzauberungskraft innewohnt. Auch hier überwiegt das konservative Element, das den Gehalten, um die es dabei geht, die ihnen gemäße Form sichert („Rosen“, „Fraue, Du“, „Mutter Erde“, „Der Rosengarten“). Die Liebe in ihren mannigfachen Abwandlungen ist wohl das Hauptthema dieser Lyrik: Frauenliebe, Liebe zu Erde und Natur, zu Pflanze und Tier, Liebe zur Heimat, Liebe zum Nächsten: Auf diese Melodien ist die Leier Finckhs gestimmt, frei von falschem Neutöner-Ehrgeiz, den stillen Kräften des Lebens zugetan, voll inniger Freude am Kleinen wie am Großen und von einer dankbar bewegten Heiterkeit durchleuchtet.

„Es lag mir daran“, bekennet Finckh selber einmal von sich, „dem Volke nahe und verständlich zu sein, das lebendige Leben in die Verzauberung zu erheben. Aus der Romantik der Jugend und dem Idyll der

Mannesjahre kam ich in die Not der Zeit, deren Kelch bis zur Neige auszukosten mir beschieden war. Daß dennoch ein Lächeln nicht fehle, möge man mir verzeihen. Das Wort Dennoch stand über meinem Leben."

Wir, die wir des Dichters an dieser Stelle zu seinem 75. Geburtstag gedachten, freuen uns aufrichtig darüber, daß wir ihm nun auch zum 80. Geburtstag unsere Wünsche überbringen dürfen. Es ist in den letzten Jahren einsam um ihn geworden. Mancher, mit dem er einst ausgezogen, ist nicht mehr. Bald nach dem 75. Geburtstag starb ihm seine Lebensgefährtin, und die Reihe der Freunde hat sich gelichtet. Aber nicht von ungefähr bekennt Ludwig Finckh, daß das Wort Dennoch über seinem Leben gestanden hat. Verluste, Leid und Unglück (nicht das geringste: die Krankheit seiner Augen, die ihm seit Jahrzehnten so viel zu schaffen macht und ihm seine äußere Sehkraft weitgehend geraubt hat) haben ihm nicht die Liebe zum Leben genommen, sondern haben ihn nur noch

dankbarer und weiser gemacht, und immer noch ist er Mittelpunkt eines weiten Kreises von Freunden, an die er mit treuer Selbstverständlichkeit in Rundbriefen und Lesungen das Wort richtet.

Gewiß: Ludwig Finckh ist kein Stern am Himmel der ganz Großen und er hat stets neidlos anerkannt, daß der Ruhm des Jugendfreundes Hermann Hesse, dem er über alle Zeitläufte hinweg treu verbunden geblieben ist, den eigenen überstrahlt hat. Aber sein Werk wird, mag manches darin auch vergänglich sein, seine geschichtliche Bedeutung behalten, da sich in ihm eine der wichtigsten Stimmen des schwäbischen Schrifttums seit der Jahrhundertwende dokumentiert. Noch steht Ludwig Finckh mitten unter uns, und die ehrwürdige Gestalt des weißhaarigen Dichters, der immer noch rüstig seine schwäbische Heimat durchwandert, erinnert uns auch bei diesem Anlaß an die reiche Leistung seines vorbildhaften Lebens, der unser aller aufrichtiger und herzlicher Dank gilt.

Hellmuth Langenbacher

Musik und Landschaft

Armin Knab und seine Begegnung mit Württembergisch-Franken

Von Otto Borst

Kunstlied und Volkslied der Deutschen scheinen, wenn gleich verschiedener Gestalt, im selben Winkel aufgewachsen zu sein: In der Stille, in der Zartheit und Eindringlichkeit innerer Einkehr, dort, wo die Menschenseele sich wie von Flügeln getragen über das Irdische unseres Daseins hinaushebt in ein Land nievergehenden Glanzes. Es waren gnadenvolle Stunden, die uns einen Schubert geschenkt haben, den eigentlichen Begründer des deutschen Kunstliedes, die Schumann und Brahms, Löwe und Hugo Wolf die Stimme gaben, um dieses köstliche Kleinod unserer Musik, das Kunstlied, das ganze letzte Jahrhundert hindurch weitertönen zu lassen. Wahrhaft klingende Namen sind es, die beinahe jedem vertraut sind, dem besonders, der einmal Schuberts Müllerlieder, Schumanns „Mondlied“, Löwes Balladen oder Wolfs Mörikevertونungen gelauscht hat. Sind heute Liederkomponisten da, so fragen wir uns unwillkürlich, welche jene unvergängliche Namenreihe fortsetzen könnten? Oder sollte der harte Takt unserer schnellebigen und marktschreierischen Zeit es verwehrt haben, daß irgendwo eine reine Melodie entstehe und daraus ein einmaliges, echtes Kunstwerk, ein Lied, werde?

Blicken wir auf Armin Knab, der im letzten halben Jahrhundert langsam in der Zahl unserer wertvollen Musikschöpfer Aufnahme fand und „zum gesicherten Besitz

einer ständig wachsenden Gemeinde geworden“ ist, so empfinden wir Trost und Beruhigung zugleich: Er ist Lieddichter, in der ganzen Kraft seines Wesens, seine Lieder sind nicht die strenge Konstruktion eines „modernen Musikers“ um jeden Preis – wie könnte es auch sein – sondern Ausfluß eines wahren musikalischen Dichtergemütes. Wenn heute landauf landab Knabs Lieder in Schule und Haus und Konzertsälen gesungen werden, dann nur, weil man hier noch – oder wieder einmal etwas von der „Trösterin Musika“, wie Luther sie nannte, zu spüren vermeint, weil hier Musik nicht als Selbstzweck und nicht als verquälte, komplizierte „Komposition“ eines komplizierten, innerlich ruhelosen Einzelgängers, sondern letztlich immer als erlösende Harmonie erklingt, weil, wie ein moderner Geistesgeschichtler sagt, „nicht fremde kandierte Früchte“ geboten werden, „die Magenweh und Übersättigung wirken“, sondern Teilstücke echter und ursprünglicher Kunst. „Ein Poet lebt in ihm“, so schreibt Oskar Lang, der beste Kenner Armin Knabs, „begnadet von Eros und Phantasie, der die Wunder der Welt als Klangwunder erlebt, die er in quellfrischer, lebensdurchhauchter Unmittelbarkeit vor uns ausbreitet.“

Schon solcher Wesenszüge wegen könnte man versucht sein, die Wiege Knabs irgendwo im fröhlichen, musikliebenden Frankenland zu suchen. Tatsächlich hat er, der

Lehrerssohn, im unterfränkischen Steigerwalddorf Neuschleichach das Licht der Welt erblickt (19. Februar 1881) und dann im lebensfrohen Kitzingen seine frühe Jugend verbracht. Mainfranken ist überhaupt für die Anfänge Armin Knabs von Bedeutung gewesen; Würzburg war seine geliebte Schul- und Universitätsstadt und Kitzingen nahm ihn wieder auf, als er sein juristisches Studium und seine Doktorprüfung hinter sich hatte. Was folgte, waren Jahre des Wanderns (Augsburg, München, Vilshofen) und schwerer körperlich-seelischer Erschütterungen, die ihm für lange Zeit die Ausübung des richterlichen Amtes unmöglich machten. Wie schwer der in seinen Liedern so gesammelt und ausgeglichen Redende damals mit dem Dasein rang, zeigt die eine selbstbekenkende und erschütternde Feststellung: „Die Jugend war zu Ende, vielleicht das Leben“. Wenn er auch im Äußeren mählich aus dieser Bedrängnis erlöst und zur Gesundung geführt wurde – im Innern ist Armin Knab nie entlassen worden aus dieser zutiefst anspruchsvollen Verflechtung von Ich und Welt, von grundsätzlichen Fragen an alle menschliche Existenz. Ein Zeichen, wie „modern“ er ist („ein Schaffen außer der Zeit ist unmöglich“, sagt er einmal) und wie sein persönlichster, umkämpfter Lebensinhalt, seine Kunst, nirgends beschaulich-biedere Bürgerlichkeit oder schlechte Sentimentalität widerspiegelt.

Heimat und Ruhe kam in Knabs Leben erst wieder in Rothenburg ob der Tauber, der Stadt, wohin Knab im April 1913 auf eigenen Wunsch als Amtsrichter versetzt wurde. Schon nach den ersten Monaten zeigt sich, was die neue Umwelt zu geben verspricht: Dem Leben neuen Auftrieb und neuen Sinn, dem musikalischen Schaffen neue, entscheidende Anregungen. Knab zog als kaum Genesender in die Mauern der alten fränkischen Reichsstadt ein, mehrmalige Sanatoriumsaufenthalte hinter sich, die ihn als einen Resignierenden und früh am Leben müde Gewordenen gesehen hatten. Was ihn nun umging, war lebendig gebliebenes, träumendes deutsches Mittelalter, der Atem einer kraftvollen Zeit, die groß im Lieben und größer noch in ihrem Sehnen war – ein Atem, den er nun in sich einsog wie nur einer, dem sich eine neue Welt erschließt. Eine Gesundung an Leib und Seele war es also, welche die geschichtsdurchwobene Atmosphäre der unvergänglichen Stadt in Knab bewirkte, noch mehr: eine Neuorientierung auf den Wegen und Formen seiner Liedkunst.

Indes, nicht nur die Gassen und Winkel und Türme des alten Rothenburg sind schuld an diesem Wandel. Auch, mit nicht minderem Gewicht, die Täler und Wälder und Burgen des württembergischen Frankenlandes. Wieviel das Hohenloher Land gerade jetzt für den aufatmenden Künstler bedeutet, zeigt Knabs bald nach dem Rothenburger Aufzug veröffentlichter Reisebericht „Ins württembergische Franken“ (1914), ein einziger Hymnus auf das Hohenlohische, vielleicht der begeistertste, den wir besitzen.

Zunächst lassen sich die Notizen bescheiden an. Wir erfahren von der Postautofahrt von Rothenburg nach Blau-

felden („Unser Wagenführer“, heißt es, „entlockte seiner zweitönigen Huppe ein originelles Quintenthema wie aus einem unentdeckten Brucknerschen Scherzo“), von der Reise mit dem „Bähnle“ nach Langenburg („an der Oberamtsstadt Gerabronn vorbei, die nach Industrie aussieht“), von der Weiterfahrt nach Kirchberg und Hornberg und schließlich vom Heimweg über Roth am See. Aber was weiß der Dichtermusiker über diese, man möchte fast sagen, Wallfahrt nicht alles zu sagen! „Eine bescheidene, aber freundliche Gegend“ nennt Knab noch die Anfahrtstrecke vom Rothenburgischen her. Aber schon in Blaufelden, wo er „von einem Mädchen über den Zaun weg ein paar dunkelrote Rosen“ zur „Glücksgabe des Tages“ erhält, bekennt er: „Eine leichte freie Stimmung hatte uns erfaßt“. Hier spricht nicht mehr, wir spüren es, der schwermütige, am Leben verzweifeln Gröbler von einst. Der Reiz einer lebensfrohen und unschuldigen Landschaft war über ihn gekommen wie der taufrische Morgen über das umnachtete Land. „Erlebnis ist die Erschütterung der Seele durch ein Neues“ – das sind die einzigen Worte, die der erste Eindruck Langenburgs aus dem Dichtergemüt Knabs hervorbringt. Behutsam und ehrfürchtig, aber von einer inneren Stimme gelockt nähert sich Knab den Kostbarkeiten des Städtleins. Beinahe zu bescheiden und zu skizzenartig will uns scheinen, was er über den bekannten Langenburger Torbogen sagt: „Das liebe deutsche Bildchen im spitzbogigen dunklen Rahmen des Tores haftet fest in der Seele“. Allein, ist es nicht das stille Bekenntnis eines Menschen, der mitten in unserem Jahrhundert noch die „Freude am Kleinen“ erleben und vor dem verborgenen Reichtum der Heimat erstaunen kann? Die wachen Eindrücke von Aug und Ohr weben beglückende Gefühle ineinander: „Aus der einfachen Kirche zur Rechten kam Orgelklang; weißflatternde Kinder spielen um den Brunnen“. Jeder Schritt, der weiter in dieses Wunder hineinführt, vervollständigt das traulich-träumerische Bild. Der Blick vom „langen Berg“ hinunter in das Tal nach Bächlingen wird Knab zu unmittelbar erlebter Gegenwart: „Ein kleines graues Örtchen zu Füßen Langenburgs, weiterhin kein Dorf, kein Haus, nur die weite grüne Mulde mit dem schmalen Wässerchen und den zarten grauen Strichen der Straßen und Wege; die umkränzenden Berge mit starrenden Wäldern gekrönt. Die Welt ist wieder einmal vollkommen geworden. Das Auge saugt sich an dem innigen Bilde fest“. Der Gang zurück in den Schloßhof führt zur Vergangenheit; beides wird ihm jetzt zur Gewißheit, „die Zeit, da Macht auf Grausamkeit thronte“, und Romantisch-Verklärtes, „Rosmaries Schloßhof, ihr Park und ihre Welt“. Knab erweist sich als genauer Kenner von Agnes Günthers berühmtem Roman. „Es ist ein Lebenswerk“, so urteilt er, „das von keinem Frauenbuch unserer Sprache verdunkelt wird.“ Zu gerne wäre er hier an Ort und Stelle der Persönlichkeit der Dichterin etwas näher gekommen. Aber „den Spuren der Dichterin im Städtchen nachzugehen“, berichtet er, „hatte wenig Erfolg“.

Das Erlebnis der romantischen Landschaft schlechthin,

das war das Bleibende dieser Fahrt. „Eine leuchtende Erinnerung“, so lautet der letzte Satz des Berichtes, „wird für Jahrzehnte zurückbleiben“. Der Blick von der alten Kirchberger Jagstbrücke hat für Knab alles vereinigt, „was der Deutsche als romantische Landschaft von altersher liebt und was von Dürer und Cranach bis Richter und Schwind deutsche Maler zur Gestaltung zeigten.“ Hornberg schien „wie ein lebendes Stück Mittelalter“. Wer Knabs Bekenntnis, „es bedurfte immer eines auslösenden Erlebnisses, bevor Musik kam“ („Meine Lieder“, 1913) kennt und beherzigt, der wird verstehen, warum diese Eindrücke geradezu naturnotwendig das Schöpferische in ihm ansprechen mußten. Noch während der Einfahrt in Rothenburg empfindet sein dankbares Herz: „Mir gings wie Mörike, ich bin wie trunken, irrigeführt“, so war mir Rothenburg seltsam neu und verzaubert. Traumverwirrt und traumbegückt kam ich heim“.

Jetzt beginnt, unmittelbar aus diesem Zauber eines liebrenden Landes heraus, Knabs Schaffensfreude überzuquellen. Lied auf Lied entsteht, jedes in deutlichem Bezug zum neuen Erleben. Schon die Themenkreise der Lieder bestätigen, daß das Romantische des Hohenloher Landes nun in Knabs Liedkunst seinen Niederschlag findet und dort in gültige, dauernde Form geprägt wird: Zwischen 1914 und 1917 entstehen die bedeutendsten seiner „Wunderhornlieder“, einer Liedsammlung, welche sich die im „Wunderhorn“ Brentanos und Arnims gesammelten Volkslieder – etwas vom Schönsten der deutschen Romantik also – zum Liedtext wählte. Diese heute weit hin bekannten „Wunderhornlieder“, durch die Ansprache der gemeinsamen Züge am deutschen Menschentum wie durch die Liebe zur deutschen Vergangenheit stilgeschichtlich und musikgeschichtlich gleich bedeutungsvoll, sind also, wenn wir so vereinfachen wollen, mitten im württembergischen Frankenland entstanden.

Noch eine zweite Frucht brachte Knab die damalige Zeit: Die zwischen 1918 und 1922, gegen Ende der Rothenburger Zeit geschriebenen Eichendorff-Lieder. Wie könnte es anders sein, als daß vor dem geistigen Auge Armin Knabs jetzt, im Banne solchen heimeligen, innig-stimmungsvollen Landes, die Verse des romantischsten und deutschesten aller Lyriker lebendig werden, Eichendorffs Wander- und Heimwehlieder, seine Gesänge vom „mondbeglänzten Grund“ und von „wunderbarer Nacht“? Hat doch Armin Knab selber auf der Kirchberger Jagstbrücke geträumt, „im Mondenschein muß das alles wunderbar aussehen“, und auf dem Heimweg, gleichsam in Antwort darauf, heimlich bekannt: „Es tat wohl, wie die Dunkelheit sich langsam über das Land breitete und das Auge frei gab für innere Bilder“. Diese „inneren Bilder“ werden jetzt in den Eichendorffliedern Knabs zur Musik, zu einem einzig süßen Gesang, der verschwebt in alle Sehnsucht und Ferne unseres Daseins. Man müßte nur einmal das Lied „Nachts“ gehört haben mit seinem selig verlorenen „und hin und her im Tal erwacht die Nachtigall“, um zu verstehen, was ein bekannter Musikhistoriker gesagt hat: „Dies einzige Lied vermag viele Bände neuromantischer

Liedversuche aufzuwiegen“. Vielleicht ist nirgends in der neueren deutschen Musik der Geist und die Eigenart hohenlohisch-fränkischer Landschaft, das Geheimnis ihrer Wälder und Täler, das Vergangenheitsnahe ihrer Burgen, das Deutsche an ihr so lebendig und so echt geworden wie in diesen Eichendorffliedern Armin Knabs.

Knab war nicht nur dies eine Mal im Hohenlohischen. 1918 erscheinen weitere Reisenotizen („Ins württembergische Franken“), die von einer Fahrt über Schwäbisch Hall, Neuenstein, Ohringen nach Weinsberg und Heilbronn erzählen, freilich nicht mehr in dieser Unbeschwertheit und Hingabe, wie sie uns damals vor Kriegsausbruch begegnete. Indes, auch auf dieser Fahrt stößt Knab, wie er schreibt, auf „eine Wurzel der Romantik“, auf „die Einsamkeit, das Leben im Engen, fern von den großen Kulturzentren“. Alles was ihm in Schwäbisch Hall und auf der Comburg, im Angesicht des Neuensteiner Schlosses, im Kernerhaus oder vor dem Heilbronner Rathaus begegnet, gibt ihm schließlich die Erklärung, daß „in Berlin, Wien, Paris diese Romantik nicht hätte entstehen können“. Wie sehr verstehen wir Heutigen diese Worte! Auch von dieser Fahrt bleibt Armin Knab die beglückende Erinnerung „an ein romantisches Wunderland, das wie eine reife süße Frucht in Gottes Wundergarten gewachsen ist“.

Noch aus der verklingenden Rothenburger Zeit besitzen wir ein drittes und letztes Bekenntnis zur württembergisch-fränkischen Heimat („Auf einer Wanderung“, 1920), das noch einmal Zeugnis ablegt von dieser geheimnisvollen Bindung zwischen Landschaft und Musik. Besonders Weikersheim ist es diesmal, sein „strenges machtvoll rythmisirtes Schloß“, das „symphonisch“ auf ihn wirkt, „die gebändigte südliche Schönheit des Gartens“, die ihm die eigenen Traumbilder lebendig macht. Wie Hans Heinrich Ehrler wenige Jahre später auf seiner „Reise in die Heimat“ in den Weikersheimer Schloßpark gezogen wurde, „darin die unfindbare Flöte spielt“, so sieht auch Armin Knab eine Flöte leibhaftig vor sich; sie „grüßt lieb und in selbstgenügsamer Beschaulichkeit“. Auch hier spürt er Vergangenheit, Einfaches und Treuerziges. Aber kein schweres Mittelalter mehr wie drüben in Langenburg oder Hornberg, sondern lauterer, fränkisches Rokoko, Fabulierertum und Heiterkeit. Auch dies freilich in befreiender Gegenwartsnähe. Als er spät am Abend in einer Weikersheimer „Dämmergasse“ von einer „schönen, teilnehmenden, warmen Stimme“ Schumanns Eichendorff-Zyklus singen hört, da ruft er aus: „Deutsches Haus! Hier ist noch Hort und Trost. Hier kann alle Kultur sanft in die kommenden Formen hinüberfließen ohne jähen Bruch“.

Sie, diese wahre Kultur, ist gerade in der Gestalt Armin Knabs in einer reinen und ungebrochenen Weise auf uns überkommen. Erst verhältnismäßig spät hat man in der Öffentlichkeit die stille Größe seiner Liedkunst zu würdigen gewußt. 1934 wurde der inzwischen wieder nach Würzburg übergesiedelte Landgerichtsrat als Lehrer an die Berliner Hochschule für Musikerziehung und Kirchen-

musik berufen, 1935 zum Professor ernannt und 1940 mit dem Max-Reger-Preis ausgezeichnet. Wenn auch die einstige romantische Epoche später abgelöst wurde vom Bekenntnis zur klassischen Dichtung Goethes (Goethelieder, 1949) und zur überzeitlichen Aussage christlichen Glaubens (Klavier- und Orgelchoräle, 1934 und 1941), so ist doch die herzliche Innigkeit und die Hingabe an Natur und Landschaft aus seinem Wesen nicht wegzudenken. Armin Knab bleibt einer unserer großen musikalischen Lyriker, dem württembergisch-fränkisches Land zu einer der entscheidendsten Anregungen für sein Schaffen wurde und der die leise, liebenswürdige Sprache dieser Landschaft wie keiner in meisterlich beseelte Melodien zu verdichten wußte.

Zur Musikkultur des einstigen Zisterzienserstifts Schöntal

Das einstige Zisterzienserkloster Schöntal war eines der heißumstrittenen Besitztümer unter den Reichsständen, bis sie durch den Reichsdeputationshauptschluß an Württemberg kamen.

Die Abtei besaß die Gemeinden Aschhausen, Bieringen, Diebach, Oberkessach, Westernhausen, die Hälfte von Berlichingen. Dazu kamen noch zehn Höfe, der Propsteihof in Mergentheim, sowie 4500 Morgen Wald „in bestem Zustand.“

Natürlich wanderte alles, was im Kloster kostbar war und „in den prachtvoll ausgestatteten Gemächern Goldglanz hatte“, wie Othmar Schönhuth schilderte, nach Stuttgart, auch das Altarsilber. Dazu kam das Barvermögen in Höhe von 30–40 000 Gulden.

Uns interessieren in diesem Zusammenhang nur die der Musikpflege dienenden Objekte. Daher habe ich im folgenden Christian Fortbach das Wort; er kam mit hessischen Truppen nach Schöntal und übernahm nach der Durchführung der Beschlagnahme die Klosterapotheke. Zunächst schildert Fortbach den Abbau der drei *Orgelwerke* der Klosterkirche:

„Es ging an ein Ausräumen, Abbrechen und Versteigern. Die schöne, große *Orgel* links vom Chor wurde abgebrochen, in Kisten verpackt und nach Stuttgart verbracht. Sie sollte in der dortigen Stiftskirche wieder aufgerichtet werden. Allein die *Orgel* war zu großartig, um sie aufzustellen, und so mußte die Zierde der Schöntaler Kirche als nutzlos in den Kisten liegen bleiben und wird wahrscheinlich so nach und nach verloren gehen.“

Diese Befürchtung ging nun allerdings nicht in Erfüllung; denn die *Orgel* wurde im Jahre 1817 nach Rottenburg überführt, um in der zur Domkirche erhobenen Stadtpfarrkirche St. Martin Verwendung zu finden. In der Tat, dieses *Orgelwerk* tat noch über hundert Jahre Dienst in Rottenburg und half die feierlichsten Anlässe verschönern, bis sie der heutigen *Orgel* Platz machte. Unvergessen sind ihre zarten Flötenregister.

Die zweite Schöntaler *Orgel* wurde unter Kameralverwalter Ludwig „an einen liederlichen Orgelmacher von Mosbach als altes Zinn um einen Spottpreis verkauft“.

Die dritte *Orgel* mit 16 Registern wurde 1806 nach einem benachbarten Dorf um 600 Gulden verkauft. So ward die Kirche ausgeraubt, genau wie es mit der Inneneinrichtung der Klosterräume der Fall war: sie waren „wüst und leer“, bis neues Leben darin erblühte, und das bis auf den heutigen Tag.

Fortbach berichtet weiter: „Die vier großen, silbernen *Trompeten* wurden dem Garderegiment zu Pferd übergeben.“ Wo mögen sie heute sein? Sämtliche Instrumente, die zur Kirchenmusik gehörten, wurden eingepackt, nach Stuttgart gesandt und der Hoftheaterintendanz übergeben. Hofkommissar Bilfinger berichtet dazu: „... daß mit den Instrumenten auch die *Musikalien* mit allen Notenbeständen nach Stuttgart wanderten. Vielleicht kommen letztere eines Tages noch ans Licht, wie in Oberschwaben auch! Die vier silbernen *Trompeten* der Kirchenmusik waren z. T. noch vergoldet. Was sonst an Silber in Schöntal abgeliefert wurde, hatte einen Wert von 5090 Gulden. Im Jahre 1803 ließ die württ. Regierung noch Kirchenggeräte im Wert von 1038 Gulden zurück, die jedoch später, als die Zisterziensermönche gestorben oder sonst untergebracht waren, auch fortgeschafft wurden.“

Die stattliche Schöntaler Bibliothek kam an die Königl. Öffentliche Bibliothek nach Stuttgart. Sie galt namentlich im biblischen Fache und hinsichtlich der Kirchenväter für reich. Auch alte Handschriften und Frühdrucke fehlten nicht.

Anton Pfeffer

Vom Ulmensterben

Um einen Hochbehälter beim Mühlbachhof in der Nähe des Weißenhofs von Stuttgart wurden vor etwa 25 Jahren Ulmen gepflanzt, die bereits zu stattlichen Bäumen herangewachsen sind. Die Ulme oder Rüster ist ja einer unserer schönsten und im Alter stattlichsten Bäume (vgl. die Ulme an der Autobahn bei Denkendorf zwischen Ulm und Stuttgart, die stärkste Ulme des Landes). Die Ulmen wurden aber schon in dieser Jugend nacheinander dürr und müssen gefällt werden. Von etwa zehn Ulmen, die rings um die Behälterböschung an deren Fuß gepflanzt worden sind, stehen heute nur noch drei. Es kann sich dabei wohl nur um das sogenannte Ulmensterben handeln, eine Pilzkrankheit, die den Rhein herauf sich ausgebreitet hat und Tausenden von Ulmen das Leben kostete, auch vielen Naturdenkmalen. Der Krankheitserreger ist ein Schlauchpilz, der zu der Gruppe der Fungi imperfecti gehört und *Graphium ulmi* heißt. Der Pilz lebt in den Siebröhren, also im absteigenden Saftstrom, der den Baum ernährt. Der Pilz verbraucht die Nährstoffe und verstopft gleichzeitig die Leitungsbahnen, so daß der Baum verhungert und der Pilz mit.

Schwenkel

Liegt die „Wahrung der Landeskultur im Wald und im Forstwesen“ im Sinn des Natur- und Heimatschutzes?

Anläßlich der Kundgebung der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (Landesverband Baden-Württemberg) am 19. September 1955 in Stuttgart, bei der gleichzeitig der Zusammenschluß der württembergischen und der badi-schen Verbände (man höre und staune!) beschlossen wurde, hielt Universitätsprofessor Dr. V. Dietrich einen außerordentlich eindrucksvollen und bedeutsamen Vortrag „Zur Wahrung der Landeskultur im Wald- und Forstwesen“, mit dessen Inhalt auch unsere Leser bekanntgemacht werden müssen, bezeichnet doch Dietrich die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald als ein Organ des Natur- und Heimatschutzes, womit er die innere Verbundenheit mit uns zum Ausdruck bringt. Er tritt an die Waldfrage als Vertreter der Forstlichen Wirtschaftslehre „möglichst unbefangen“, das heißt wissenschaftlich, heran. Das Oberziel der Forstpolitik ist die intensivste Waldpflege, richtig verstanden, nämlich nicht bloß als Ertragssteigerung, sondern gleichzeitig als Wahrung der landeskulturellen Belange, wozu nicht bloß der Staatswald, sondern auch der Gemeinde-, der Körperschafts- und der Privatwald verpflichtet seien. Nur allzuleicht wird bei Haushaltsschwierigkeiten die vornehmste Gewissensfrage nicht gestellt: „Wie steht es mit der Nachhaltigkeit?“ Und doch gilt als oberstes Gesetz des gesamten Forstwesens, daß die Nutzung niemals den Zuwachs überschreiten, also keine Schmälerung der Waldsubstanz eintreten darf. Geschieht dies doch, so müssen mindestens die Kulturkosten erhöht werden. Alle Sünden am Wald – und solche liegen aus dem letzten Jahrhundert reichlich in der Verfichtung unserer Wälder vor – müssen wieder gut gemacht werden, indem der Forstmann und Waldbesitzer höhere Beträge zur Waldpflege aufwendet, durch die der Wald wieder gesund gemacht wird. Dies dient der Nachhaltigkeit, der Landeskultur und gleichzeitig der Landschaftspflege. Die Mittel hierzu wirft jetzt der Holzeinschlag der freilich auf die Dauer bedenklichen Fichtenwälder ab. Der Waldboden muß wieder besser, der Bestand sorgfältiger gepflegt werden, dann wird der Wald gesünder und schöner, der Ertrag aber gleichzeitig nachhaltiger.

An einem solchen Wald besteht das größte öffentliche Interesse. Darum ist es die Pflicht des Staates, seinerseits dahin zu wirken, daß der Waldbesitzer zum Genuß eines ausreichenden Reinertrages kommt, und daß den ständigen und halbständigen Waldarbeitern befriedigende Lebensbedingungen geschaffen werden; denn schon heute krankt die Forstwirtschaft am Arbeitermangel, so daß die gestellten Forderungen der Waldpflege zur Zeit nicht mehr erfüllt werden können. Die Folgen liegen auf der Hand.

Dem Forstmann liegt es ob, auf weite Sicht zu planen, den forstlichen Zentralbehörden das gesamte nationale Forstwesen sachverständig zu lenken und wissenschaftlich

zu fundieren. Es handelt sich dabei darum, die Analyse zwischen den naturgesetzlichen, wirtschaftlichen und technischen Zusammenhängen durchzuführen und dann die „Synthese der Erkenntnisse der mannigfaltigen Funktionen des Waldes“ zu finden und sie allen Beteiligten zu vermitteln. Nur so können die sich widerstrebenden Belange miteinander in Einklang gebracht werden.

Zu den Wohlfahrtswirkungen des Waldes gehört einmal seine natürliche Schutzwirkung, die vor allem dem Landbau zugute kommt (ohne daß es diesem immer bewußt ist), aber auch den menschlichen Siedlungen, besonders allen Menschenanhäufungen (Stuttgart!), vom Fremdenverkehr und Kurwesen oder vom Wandern noch gar nicht zu reden. Der Wald beeinflußt fraglos auch das Klima und den Wasserhaushalt des Landes. Dietrich lehnt daher die einseitige Betonung der Erzeugungssteigerung ebenso ab wie die jägerische Zielsetzung, die jahrhundertlang den Wald beherrschte, aber oft bagatellisiert wird und doch der wirtschaftlichen Zielsetzung ebenso im Wege steht wie den Belangen der Landeskultur, jedenfalls in heutiger Zeit. Denn es steht fest, daß die übertriebene Wildhege, die gerne mit Naturschutz getarnt wird, mit zur Waldentartung und zu der großflächigen Einförmigkeit reiner Fichtenbestockung wesentlich beigetragen hat und noch beiträgt. Rotwild läßt keine Weißtanne aufkommen, aber auch kein Laubholz, und selbst Rehe, Hasen und Karnickel lassen, wenn zahlreicher vorhanden, am ehesten die Fichte bei Wiederaufforstungen aufkommen. Die Heranzucht von Mischbeständen mit standortsgerechten Laubhölzern wird unmöglich und nur allzu leicht vernachlässigt, obwohl diese für einen gesunden Wald lebensnotwendig sind. Das Reichsjagdgesetz wird dieser Forderung nicht gerecht. Die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald ist dazu berufen, hier aufklärend zu wirken. Wilhelm Munker (übrigens ein Mann des Heimatschutzes) hat mit seiner Schrift „Wald über Wild“ endlich eindeutig die Wahrheit gesagt (wie es vielleicht kein Forstmann gewagt hätte). Es steht fest, daß die Selbstansamung von Laubhölzern und der Weißtannen schon durch einen mäßigen Wildbestand erschwert oder ganz verhindert wird. Wir stehen in einem sehr kritischen Übergangsstadium auf dem Weg zu gesünderen und funktionsfähigeren Wäldern, so daß wir in vielen Wäldern Schalenwild und Hasen ganz kurz halten, ja das Rotwild, wo es der Reichsjägermeister und „seine jagdlüsternen Genossen“ neu eingeführt haben, sogar ganz beseitigen müssen. Die Eingatterung von Waldteilen, um das Wild abzuhalten, ist sehr teuer und drängt das Wild ja nur auf andere Waldteile und auf die Felder ab. Die Wildhege muß sich wohl oder übel dem „jeweiligen Kulturzustand und den jeweils dringendsten Volksbedürfnissen“ anpassen. (Bekanntlich wird die Eingatterung auf Kulturkosten verrechnet).

Gefährlich bleibt immer eine Überspannung der Holznutzung, zu der mancher Waldbesitzer neigt. Der Rat des Fachmanns wird oft in den Wind geschlagen und beim Staat oder den Gemeinden will oft das Parlament oder der Gemeinderat klüger sein als der Fachmann. Der Haushaltsreferent schätzt seinen ausgeglichenen Etat höher als den gesunden und nachhaltigen Wald, der vielleicht im Augenblick hergibt, was er dann in Jahrzehnten verweigert. Sehr gefährlich ist es auch, daß über den Wald keine getrennte Rechnung geführt wird, so daß man keinen Überblick mehr hat, die Waldpflege zu kurz kommt und Mehrerträge anderen Bedürfnissen dienen müssen. Die Fiskalisten verkennen auch, wie nötig heute die sachkundige Arbeit von Beamten ist, denn der Wald wächst ja nach ihrer Meinung von selbst.

Es ist auch verfehlt, durch die Steuerlast den Waldbesitzer an der Erfüllung seiner Waldpflegeaufgaben zu hindern. Das rächt sich im Endergebnis. Steuer- und Forstpolitik müssen koordiniert werden, sonst kann der Wald seine sozialökonomische Aufgabe am Volksganzen nicht mehr erfüllen.

Leichtfertig beansprucht man auch Waldflächen für die Landwirtschaft, für Kleingärten, Siedlungen, Industrieanlagen, Straßen, Sportplätze usw. Militärische Dienststellen nehmen die Vernichtung von Wald meist sehr leicht, „fast als ob es sich um Ödland“ handle. Wenn die Öffentlichkeit über die landeskulturelle Bedeutung des Waldes – die für den Menschen wird eher eingesehen – zu wenig unterrichtet ist, dann ist daran zum großen Teil die Tagespresse (aber wohl auch die Schule? Schw.) schuld, die oft geradezu unsinnige Forderungen stellt (Dietrich erwähnte Beispiele) und die Ausdehnung der Landwirtschaft auf Kosten des Waldes befürwortet. (Ist es nicht schon gefährlich genug, daß die Forstverwaltung zum Landwirtschaftsministerium gehört? Schw.). Der Wald ist schlechterdings unbezahlbar, denn er steht im Dienste der Gemeinschaft. Holz oder Getreide kann man mit Geld kaufen, nicht aber den Wald mit all seinen Auswirkungen hygienischer, sozialer und landeskultureller Art.

Wo Wald geopfert werden muß, dürfen waldarme Gebiete der Großstädte nicht in Mitleidenschaft gezogen werden, ebenso wenig Hanglagen oder Einzugsgebiete für Trinkwasser oder besonders hochwertige Waldböden. Krieg und Rüstung waren schon immer die schlimmsten Waldzerstörer. Die heutige Kriegstechnik steigert bei der Aufrüstung die Gefahren für den Wald. Eine planmäßige Raumordnung muß sorgen, daß das Unabwendbare in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Forstliche und landwirtschaftliche Sachverständige müssen dabei zugezogen werden.

Dietrich wünscht eine Kampfgemeinschaft zwischen Forstorganen, Hütern der Landeskultur, Waldbesitzern, Natur- und Heimatschützern und der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald. Der Tag des Baumes und die Schulwälder müssen im Schulunterricht fruchtbar gemacht werden. Waldführungen durch Forstleute sollen die Bevölkerung aufklären. Die Forstgesetzgebung aber muß unserer

Lage Rechnung tragen und den Interessenausgleich erleichtern.

Um nun zum Schluß auf die in der Überschrift gestellte Frage zu antworten, wäre von unserem Standpunkt zu sagen, daß wir eine Forstwirtschaft und einen Wald, wie sie Prof. Dr. Dietrich anstrebt, geradezu als die Voraussetzung für eine forstliche Landschaftspflege, ja als den allerwichtigsten Schritt und bereits als die Erfüllung ihrer wesentlichsten Forderungen betrachten:

1. Der wichtigste Beitrag zum Naturschutz ist die Erhaltung des Waldes überhaupt.
2. Fast ebenso wichtig aber ist die Schaffung des naturnahen Wirtschaftswaldes aus den standortsgemäßen Holzarten zum mindesten als Mischwald mit der zugehörigen Flora.
3. Bis dieser Mischwald überall aufgebaut ist, muß das Wild kurz gehalten, das Rotwild in manchen Gebieten ausgerottet werden.
4. Der gesunde Mischwald ist nicht bloß nachhaltig im Ertrag, er erfüllt auch alle Wohlfahrtsforderungen, die an ihn hinsichtlich Wasserhaushalt, Klima und Landeskultur überhaupt gestellt werden müssen. Er ist aber auch zugleich der schönste Erholungswald voller Abwechslung, reich an Pflanzen und Tieren.

Demnach ist die gestellte Frage uneingeschränkt zu bejahen. Darüber hinaus kann aber der Forstmann, ohne Opfer bringen zu müssen, vieles tun, was dem Wanderer, Naturfreund und Erholungssuchenden im besonderen dient und ihm Freude macht, was aber an sich mit der Waldwirtschaft nichts zu tun hat. Darüber soll ein andermal einiges gesagt und in Bildern gezeigt werden.

Schwenkel

Anlände am Neckarkanal zu Füßen des Schiller-Nationalmuseums

Der Plan einer Anlände des Neckarkanals gegenüber dem Schiller-Nationalmuseum, den die Stadt Stuttgart durchsetzen will, hat in letzter Zeit viel Staub aufgewirbelt, und man sollte meinen, daß hierüber nur einerlei Meinung bestehen kann, nämlich daß das Neckartal zwischen Eisenbahnviadukt und Dampfkraftwerk von den Störungen einer Anlände bewahrt bleiben muß. Viadukt und Dampfkraftwerk sind glücklicherweise seitlich hinreichend abgerückt, so daß noch ein Landschaftsraum bleibt, der trotz der Kanalisierung des Neckars, der Schleuse und des Wehrs wert ist, geschont und geschützt zu bleiben, und der nach einer planmäßigen Bepflanzung mit Bäumen und Sträuchern dem Betrachter, der auf der Plattform der Kuppel des Museums oder auf der Aussichtsplatte vor dem Museum steht, immer noch ein schönes Bild der Neckarlandschaft darbietet, das nur gepflegt aber nicht noch weiter verdorben werden darf. Das ist eine selbstverständliche Forderung, die unser schwäbisches Pantheon, die unsere Bevölkerung und jeder kultur-

bewußte Schwabe stellt. Hier in diesem Raum hat der Profit nichts zu suchen, wenn er auch mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten getarnt wird. Wenn in einer Zeitung in salopper Weise geschrieben wird: „... dann kommt es wirklich nicht darauf an, noch ein der Neuzeit geopfertes Stück Neckarufer einzubeziehen“, kann man einen solchen Standpunkt nur als unschwäbisch und gewissenlos bezeichnen.

Wie steht es nun um diese „Anlände“?

Oberbürgermeister Dr. Frank in Ludwigsburg sagte in einer Gemeinderatssitzung, die Stadt Ludwigsburg habe „einige Jahre um die Genehmigung der Neckarweihinger Anlände (die nur wenige Kilometer oberhalb des Marbacher Platzes liegt!) gekämpft. Den größten Widerstand leistete damals die Stadt Stuttgart, welche die Meinung vertrat, ... es sollten in großen Abständen Häfen entstehen, also in Heilbronn und in Stuttgart. Wenn zwischen Heilbronn und Stuttgart Anländen (Neckarweihingen!) entstünden, dann wäre, so sagte in der Auseinandersetzung Stuttgarts Oberbürgermeister, der Stuttgarter Hafen von vornherein zum Bankrott verurteilt.“ Ganz ähnliche Bedenken machte Oberbürgermeister Meyle von Heilbronn geltend. Er sagt in seinem Jahresbericht, es fehle ein Hafengesetz (natürlich zum Schutz des Heilbronner Hafens), der Plan der Stadt Stuttgart über eine Marbacher Anlände könne „nur ein Kopfschütteln verursachen“. Aus verkehrsmäßigen und wirtschaftlichen Gründen „habe er kein Verständnis dafür, wenn die Zahl der Anländen zwischen Heilbronn und Stuttgart noch mehr vergrößert werde“. Die Stadt Stuttgart will tatsächlich die Genehmigung für eine Anlände bei Marbach ausschlagen und sündigt damit gegen ihre eigenen Argumente und ihren eigenen Hafen. Es fällt schwer, hier mit starken Ausdrücken zurückzuhalten. Die Sache ist die, daß hier ein Sondergeschäft der Stadt gemacht werden kann, dann hat man keine Bedenken mehr. Die Stadt Stuttgart besitzt nämlich von früher her im Neckartal gegenüber dem Schillermuseum Gelände, worauf sie ein Dampfkraftwerk erstellen wollte. Dies wurde nicht genehmigt, weil die Bedenken des Naturschutzes zu ernster Natur waren. Vielmehr mußte das Dampfkraftwerk neben das Wehr des Neckarkanals gestellt werden. Der weitere Ausbau erfolgte durch die Elektrizitätsversorgung Schwaben; der Stadt Stuttgart aber blieb der Bauplatz im Neckartal weiter abwärts, der jetzt (entgegen früher vorgetragener Einwände) wirtschaftlich ausgenutzt werden soll und zwar nach dem sogenannten Heilbronner System. Dies besagt, daß der Grundstückseigentümer die Vorbedingungen für eine Anlände schafft, also die Plätze anlegt, Kaimauern erstellt usw., während dann die Lande- und Lagerplätze an einzelne Unternehmer verpachtet werden. Diese Pächter erstellen dann ihre Aufbauten, Kranen, Lagerhäuser und Schuppen selbst. Man weiß, wie sie aussehen werden. Bereits seien drei Unternehmer als Pächter an der Marbacher Umschlagstelle interessiert. Und dafür soll diese Landschaft geopfert werden?

Schwenkel

Das Weber-Städtchen Laichingen schuf ein Heimatmuseum

Vor dem großen Fall des Herbstlaubes der Schwäbischen Alb gab es in Laichingen noch eine Feierstunde eigener Art. Der Höhle- und Heimatverein lud mit der Stadtverwaltung zur Eröffnung des Laichinger Heimatmuseums ein. Seine heimatliche Stätte fand es im denkmalgeschützten „Heiligenhaus“ (bekannt auch durch Schnerrings Roman „Du suchest das Land heim“).

Drinne in den Stuben haben sich „die Heimchen des Museums“ mit viel guten Gedanken und viel Spürsinn geregt und all die Dinge zusammengetragen, bei denen den Alten das Herz aufgeht und mit denen den Jungen an die Herzenstüre geklopft werden soll.

Da stehen einige alte Hellebarden, die wohl schon im Dreißigjährigen Krieg ihren Dienst getan haben und den Verteidigungswillen der Männer ahnen lassen. Zuerst kommt man in die Küche mit all den Schüsseln und Häfen, Schürhaken und Pfannen, die einst zum schwäbischen Bauernhaushalt gehörten. Die heutige Frau hat es bequemer. Aber ehrfürchtig spürt man in dieser alten Küche das Wirken und Werken der Hausfrau vergangener Zeiten. Wie heimelig ist es in der Stube mit dem breiten Himmelbett! Die bemalte Wiege für den sich wohl jährlich einstellenden Nachwuchs steht im Zimmer. Eine schöne Truhe, mit alten Bibeln darauf, lädt zur Besinnlichkeit ein. In der großen Cotta-Bibel vom Jahr 1729 ist zu lesen: „Nach der Übersetzung und mit den Vorreden und Randglossen von Dr. Martin Luther.“ Der lederbezogene Ohrensessel steht am Ofen neben dem schweren Tisch, auf dem auch das Mostkrüge nicht fehlt. Tabakspfeifen, rote und grüne Regenschirme bzw. -dächer sind am sinnig bemalten Schrank aufgehängt. Wertvoll die einfache, aber schöne alte Äbler-Tracht von Mann und Frau. Die weiße Leinenschürze der Ledigen, mit der feinen Durchbrucharbeit, bestätigt die Kunst der Einheimischen.

Blickfang im nächsten Raum mit handwerklichen Geräten für Haus und Hof: ein alter Holzpfug (der auf der Landesausstellung 1955 zu sehen war), Geschirr für Pferde und andere Haustiere. Draußen rattern Schlepper vorbei. Der Unterschied der Arbeit von einst und heute wird einem deutlich. Alte Ofenplatten interessieren den Besucher, darunter eine besonders schöne vom Jahr 1684. Tafeln an der Wand zeigen den Wert und die Bedeutung der Albwasserversorgung und geben eine Übersicht über die elektrische Stromversorgung. In gerahmter Hülle kündigt ein beschriebenes und gezeichnetes Blatt vom Jahr 1817 vom Einzug des ersten Erntewagens nach der großen Teuerung, die infolge von Mißwachs im vorausgegangenen Jahr eingetreten war. Alte Meisterbriefe, in wunderschöner Schrift geschrieben und mit königlichem Wappen versehen, fesseln den Liebhaber alter Urkunden. Nicht zu übersehen ist die wichtigste Urkunde der Neuzeit vom Jahre 1950, die Laichingens Erhebung zur Stadt ausspricht, ein Anlaß zu dem damaligen großen und viel-

besuchten Heimatfest. Reizvoll anzuschauen sind alte Schmuckstücke, darunter ein Brautkranz, Broschen, Ketten, Ringe, Uhren und eine Münz-Sammlung von altem und neuem Geld. Der Sammler und Spender dieser Dinge ist Uhrmachermeister Otto Baur, der verdienstvolle Mitreger des Museums.

Den reichen geologischen Funden und Ausgrabungen der Schwäbischen Alb gab mit fachlichem Können und Wissen Studienrat Timmermann das Gepräge. Auch der bekannte Zaininger Sammler Sautter hat dem Laichinger Museum manches wertvolle Stück leihweise überlassen. Die Vogelwelt der Alb ist in fast allen Arten vertreten.

Im letzten Zimmer ist all das zusammengetragen, was das Herz der Laichinger höher schlagen läßt: Vom Werden des Laichinger Linnens. Leinen spinnen, weben und sticken ist die bodenständige und weiterberühmte Kunst. Handwerklich (zum Teil heute noch) und mechanisch in den großen und kleinen Fabriken hergestellt, wird die „Laichinger Wäsche“, bekannt und begehrt, in das In- und Ausland verschickt.

Da ist ein großer alter Webstuhl, auf dem von Generation zu Generation das Weberschiffchen flog, bis er in den Fabriken von den modernen Webstühlen abgelöst wurde. Wieviel Fleiß der Hände steckt in diesem alten Stück! Geräte zum Brechen, Haspeln, Zeddeln usw. zeigen mit einem „schnurre Rädchen“, einer alten Jaquard- und Nähmaschine, den Weg bis hin zur Fertigware. Zwei ausgestellte, handgefertigte und schön bemusterte Servietten veranschaulichen ganz besonders den Ruf des Laichinger Könnens. Sie wurden mit zur Ausstattung der Tafelwäsche von Schloß Neuschwanstein für König Ludwig II. von Bayern bestellt und sind als Einzelstücke vorhanden.

Eine pietätvolle Erinnerung an den auf dem Laichinger Friedhof ruhenden Weber-Dichter Daniel Mangold ist eine markante Bildaufnahme.

Der Rundgang ist beendet.

Wie schön und verdienstlich ist es, daß sich im Hasten und Jagen unserer Zeit immer wieder Menschen besinnlicher Art finden, die sich dem Heute nicht verschließen, aber trotzdem noch Zeit und Sinn für das Alte haben! Zu diesen gehört in Laichingen, neben den bereits Genannten (und Nichtgenannten): Johannes Frank, ein Laichinger Weber, der mit Liebe und Treue hütet, was ihm und anderen in bezug auf die Heimat am Herzen liegt und wofür ihm Stadt und Land, daheim und draußen, dankbar sind.

Die Anwesenheit und die Worte von Landrat Schwenk und vom Vertreter des Schwäbischen Heimatbundes und des Amtes für Volkskunde, Prof. Dr. Dölker, bei der Eröffnung des Heimatmuseums zeugten von dem Interesse dieser Stellen an diesem Ort heimatlicher Geschichte, dem Bürgermeister Schwenkmezger – nach Behebung der Wohnungsnot – einmal das ganze „Heiligenhaus“, das zugleich ein geschichtliches Denkmal ist, zur Verfügung stellen möchte.

C. Lotze-Löffler

Karl Asal, der Leiter des Landeskulturamts in Freiburg i. B., tritt in den Ruhestand

Unter dieser Überschrift bringt das „Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden“ eine Würdigung des hochverdienten Mannes, Ministerialrat Prof. Dr. Karl Asal, aus der Feder des Denkmalpflegers und früheren Stadtbaurats von Freiburg Joseph Schlippe. Prof. Dr. Asal ist der Schöpfer des Badischen Denkmalschutzgesetzes vom Jahr 1949 und des Badischen Naturschutzgesetzes (Landesgesetz zur Ergänzung und Änderung des Reichsnaturschutzgesetzes) von 1951, die bereits in Südbaden großen Segen gestiftet haben. Da beide Gesetze für entsprechende Landesgesetze von Baden-Württemberg die Grundlage bilden sollen und Prof. Dr. Asal bereits die Entwürfe ausgearbeitet hat, darf die Schwäb. Heimat dieses Mannes wohl gedenken. Wir hätten ihm gewünscht, daß er die Beschließung der Gesetze durch den Landtag vor seinem Ruhestand erlebt hätte.

Ministerialrat Asal faßte im Kulturamt von Südbaden seinerzeit als Leiter des Amtes und als Referent im Kultministerium die Kunst- und die Bodendenkmalspflege, den Naturschutz, die Volkstumspflege, die Museen und Sammlungen, die Archive und das Büchereiwesen zusammen, was mir als eine vorbildliche und nachahmenswerte Zusammenfassung erscheint, denn es ist die gesamte heimatliche Kulturpflege im Sinne des Heimatschutzes. Die einzelnen Ämter und Direktionen blieben dabei selbständig und unterstanden also unmittelbar dem Ministerium. Freilich war Asal als vorzüglicher Jurist und Verwaltungsmann zugleich Kunstkenner und Botaniker von großen Kenntnissen und ein Mann umfassender allgemeiner literarischer, historischer und humanistischer Bildung. Obwohl Anhänger des Südweststaates, arbeitete er gut mit Wohlleb zusammen. Unsere Wünsche begleiten ihn in den „tätigen Ruhestand“.

Schwenkel

Prinzessin von Monaco, die Burgfrau vom Lichtenstein

Die Hochzeit des Fürsten Rainier III. von Monaco mit der amerikanischen Filmschauspielerin Grace Kelly ruft bei uns in Württemberg Erinnerungen wach, zumal der einer Seitenlinie des Alt-Württembergischen Fürstenhauses entstammende Herzog Wilhelm von Urach, der Erbauer von Schloß Lichtenstein, im Jahre 1863 eine Prinzessin von Monaco als Burgfrau auf sein hoch über dem Echaztal erbautes neues Schloß heimführte. Es war die am 22. Oktober 1833 geborene Fürstin Florentine Gabriele Antoinette von Monaco, die Herzog Wilhelm von Urach zur zweiten Gemahlin erwählt hatte, eine Tochter des bis 1856 regierenden Fürsten Florestan I. In erster Ehe war er vermählt gewesen mit einer Tochter des Stiefsohnes von Kaiser Napoleon I., Eugen Beauhar-

nais, des späteren Herzogs von Leuchtenberg. Diese war schon 1857 im Alter von 43 Jahren gestorben.

Der zweiten Ehe mit Florestine von Monaco entsproßen zwei Söhne, deren kulturelles Wirken bis auf unsere Zeit im Lande beachtliche Spuren hinterlassen hat: der 1864 in Monaco geborene Herzog Wilhelm von Urach und 1865 Fürst Karl von Urach. Der ältere war vorwiegend Soldat, er war General der Kavallerie und eine in den Kreisen der alten Soldaten, aber auch weithin im Lande geachtete und bekannte Persönlichkeit. Er war Kommandeur der weißen Drogoner in Ludwigsburg, deren Uniform er bis zum Schluß seiner militärischen Laufbahn zu tragen pflegte, später Kommandeur der 26. Kavalleriebrigade. Bei Ausbruch des ersten Weltkriegs führte er die 26. Infanteriedivision, an deren Spitze er auf vielen Kriegsschauplätzen ruhmvoll kämpfte. Aber in dem Soldaten mit dem stark unmilitärischen Äußeren steckte auch ein vielseitiger Gelehrter, dessen Interesse vor allem der Erdkunde und Ethnographie gehörte. Sein Palais in der Neckarstraße hat manchen Gelehrten und Forscher als Gast gesehen, und im Handelsgeographischen Verein wie im Lindenmuseum wußte man seine Mitarbeit zu schätzen. Noch im hohen Alter, nachdem er den ganzen Krieg mitgemacht hatte, promovierte der Herzog an der Technischen Hochschule zum Doktor. Diese stille wissenschaftliche Arbeit entsprach seiner inneren Natur. Er war zweimal verheiratet, das erste Mal mit der Tochter des berühmten Augenarztes Herzog Karl Theodor von Bayern und zum zweiten Mal mit einer Tochter des letzten bayerischen Königs. Herzog Wilhelm von Urach starb 1928.

Sein Bruder Fürst Karl von Urach lebte in stiller Zurückgezogenheit in seinem bürgerlich-einfachen Palais in der Neckarstraße und widmete sich fast ausschließlich geographischen und völkerkundlichen Studien, die er durch viele Forschungsreisen ins Ausland, in den Orient und namentlich nach Ägypten vertiefte. Sein Lebenswerk war das in Stuttgart in seinem Palais geschaffene Museum orientalischer Kunst, dessen Ausbau den Gelehrten bis zu seinem Tode im Jahr 1925 beschäftigte. Jahrzehnte widmete sich der Fürst dem Studium der arabischen Architektur, und wer vor der Fassade seines Stuttgarter Palais stand, kam niemals auf den Gedanken, daß hier orientalische Kunst verborgen sein könnte. Erst sein Bruder hatte nach seinem Tode die reichen Sammlungen, die sogenannten „Arabischen Räume“, ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen aus Tausendundeiner Nacht, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Lebenswerk des Fürsten ist im letzten Krieg bei der Zerstörung seines Palais bedauerlicherweise zugrunde gegangen.

Sowohl der jetzige Fürst Rainier III. als auch die beiden bei uns in Württemberg geachtet und bekannt gewesenen Herzöge Karl und Dr. Wilhelm von Urach, Grafen von Württemberg, haben den Fürsten Florestan I von Monaco gemeinsam zum Stammvater. Mit dessen Sohn Karl III., einem Bruder der Herzogin Florestine von Urach, geht die direkte Linie des Fürstenhauses Monaco

im Mannesstamme bis zu dem jetzt regierenden 1923 geborenen Fürsten Rainier III. weiter.

Die Prinzessin Florestine von Monaco überlebte ihren Gemahl um 28 Jahre und starb erst 1897 in Stuttgart. Sie ist in der Ludwigsburger Fürstengruft im Urachschen Erbbegräbnis beigesetzt.

Walter Weber

Abschied vom Julianischen Kalender

Der Julianische Kalender wurde für das Gebiet von Ulm auf 31. Dezember 1699 abgeschafft und die Einführung des 1582 von Gregor XIII. geschaffenen neuen Kalenders befohlen. Pfarrer Gotthart Schech von Unterböhringen klebt den Erlaß vom 17. November 1699 in das Taufbuch ein und widmet dem alten Kalender folgendes Gedicht:

Was Wunderdinge doch sind in mir vorgegangen:
Das römisch Kaisertum hat in mir angefangen;
Gott wurde Fleisch in mir, Jerusalem zerstört,
das Judenvolk zerstreut, ihr Heiligtum verheert.
Das Heidentum zerfiel. Ich aber bliebe stehen;
Was in der Christenheit Denkwürdiges geschehen,
das zählte man nach mir; mein hohes Alter war
ja über tausend schon und siebenhundert Jahr.
Den großen Scaliger* sah man aus meinen Gründen
die ganze Zeit der Welt auf das Genauest' finden
von ihrer Schöpfung an; ich mußte nur allein
die Richtschnur aller Jahr und ihrer Zahlen sein.
Obschon das alte Rom dem neuen mußte weichen,
so konnte doch mit mir der Drache sich vergleichen.
Ob endlich auch das Reich schon auf die Teutschen kam
war niemand, der mir was von meiner Würde nahm.
Vor hundert Jahren zwar ließ mich ein Papst abschaffen
und suchte weiß nicht was an meiner Kunst zu strafen.
Doch hatt' ich noch das Glück, daß an mir hangen blieb,
was Evangelisch sich und Protestierend schreib.
Jetzt aber muß ich mich auch hier verlassen sehen.
Ach, warum hat man mich nicht vollends lassen stehen!
Weil mit der Römer Reich ich angefangen habe,
so geb ich ihm das G'leit auch vollends in das Grabe.
Es wird doch das Gestirn bald seinen Lauf vollenden.
Was will man dann viel Zeit auf neue Rechnung wenden.
Es scheint, als brauche man nit viel Calendar mehr;
die Tage seind verkürzt und eilt das Ende her.

* Scaliger, Joseph Justus, 1540–1609, Philologe und Historiker, begründete eine wissenschaftliche Chronologie, unter Ablehnung des gregorianischen Kalenders.

Das vorstehende Gedicht, das eine hübsche Ergänzung zu dem Aufsatz über die Einführung des Gregorianischen Kalenders in Württemberg in Heft 6/1955 darstellt, verdanken wir einer Mitteilung von Studienrat D. Dr. Eugen Nestle in Ulm.

Die Ausbildung des Apothekers war seit dem Spätmittelalter in Württemberg nachweisbar festgelegt und vorgeschrieben. Die Medizinalkollegien in Stuttgart und Tübingen wachten darüber, daß niemand eine Apotheke betrieb, ohne die Lehr- und Gesellenjahre absolviert zu haben.

Die Apotheken waren im Privatbesitz und unterlagen den Bestimmungen der Medizinal- und Apothekerordnungen. Erst 1645 gesellte sich in Stuttgart den sog. öffentlichen Apotheken eine nichtöffentliche Vollapotheke, die Hofapotheke bei. Zuvor gab es in Stuttgart nur Hofapotheker „von Hause aus“, d. h. es waren Apotheker in Stuttgart (ein Apotheker saß auch in Eßlingen), die gegen eine gewisse Aufwandsentschädigung dem Grafen, dann dem Herzog bei Bedarf zur Verfügung standen.

Einen eigenen Hofstaat unterhielten auch die Herzoginnen und Herzogswitwen. Zufällig sind aus der Zeit um 1600 den Akten Einzelheiten über die gesundheitliche Betreuung dieser Fürstinnen zu entnehmen. Sie hielten einzelne Kammerzofen, damals Mägdle genannt, die verschiedene Funktionen hatten. Eine von ihnen übte die Funktion einer Apothekermagd aus. Um solche Apothekermägde spinnen sich nun seit Jahrzehnten zahlreiche Legenden. Aus der Apothekermagd am Hofe wurde eine „Hofapothekerin“, und aus ihrem kleinen Schrank oder Regal mit Arzneifläschchen wurde eine Apotheke. Auch die Hofapothekerin Maria Andreä gehört ins Reich der Fabel. Den Ausführungen von Louise Schlenker (Schwäb. Heimat Heft 1, 1956, S. 27) muß entgegengehalten werden, daß Maria Andreä 1607 als Apothekermagd von der Herzogin in ihren eigenen Hofstaat aufgenommen worden ist. Sie wurde damit Nachfolgerin der Apothekermagd Agnes Mostey, die 1604–1607 der Herzogin gedient hatte.

Mit der Arzneilieferung für den Hof hatte Maria Andreä nichts zu tun; wie würde sonst von 1608–1635 die nebenamtliche Tätigkeit des Apothekers Hans Jakob Kienlin mit dem Titel Hofapotheker zu erklären sein? Er war unmittelbar in die Fußstapfen des Hofapothekers Caspar Gebhard getreten. Sowohl Kienlin wie Gebhard saßen aber je auf einer Stuttgarter Stadtapotheke.

Hätte Maria Andreä nicht als Apothekermagd der Herzogin gedient, sondern eine allgemeine Funktion am Hofe erfüllt, so wäre sie auch nicht 1614 mit der Herzogin nach Leonberg gezogen. Wir kennen eine andere Apothekermagd, Helene Ruckher, die mit ihrer Herrin 1593 nach dem Tode des Herzogs Ludwig ins Schloß nach Nürtingen übersiedeln mußte.

Eine eigentliche Hofapotheke hatte in Stuttgart vor 1640/45 nicht existiert. Als Leiterin einer Hofapotheke in Stuttgart und als wirkliche Apothekerin sind jedenfalls alle Apothekermägde, einschließlich Maria Andreä, künftighin in der Geschichtsliteratur zu streichen.

Armin Wankmüller

Gerd Gaiser, *Das Schiff im Berg*. Carl Hanser-Verlag München, 1955, DM 9.50. Wo in den letzten Jahren deutsche Autoren zu allgemeinem Ruhm aufstiegen, da hatten sie meist das „Heimatliche“ abgestreift und sich Allgemeinerem zugewandt: der seelenlosen Welt von 1984 (auch wenn die Jahreszahlen anders hießen), den Gewaltsamkeiten des Krieges, der Gleichförmigkeit großer Städte und Fabriken. Es läßt daher aufhorchen, wenn im Verlauf von fünf Jahren ein Dichter Rang und Namen gewonnen hat, bei dem fast jeder Satz von starken heimatlichen Bindungen geprägt erscheint. Auch wenn dies nicht gesagt wird, ist es doch unverkennbar die Landschaft um Reutlingen und das Gäu, wo der Heimkehrerroman „Eine Stimme hebt an“ spielt, und diese Landschaft ist mehr als nur Kulisse. Mancher mag jenen Roman als ein schwäbisches Buch begrüßt haben, indessen brachte er Gaiser den Literaturpreis der Stadt Berlin ein. Nicht nur, weil die Berliner rascher zu schalten imstande sind, sondern auch, weil höchstens insoweit der Generalnenner des Buches „das Schwäbische“ ist, als dieses über sich hinauszudeuten vermag. Jetzt ist, nach dem Kriegeroman von der „Sterbenden Jagd“, „Das Schiff im Berg“ erschienen. Die darin angeführten Flurnamen lassen sich alle zwischen Honau und Urach nachweisen; die Erwähnung eines vorspringenden Berghorns, die Einbeziehung der sagenhaften Urschel und manches andere scheint den Berg, dessen Geschichte erzählt wird, noch genauer zu definieren. Aber es ist uns unbehaglich zumute, indem wir dies feststellen, denn dies ist nicht wesentlich. Wesentlich ist, daß all dies Vertraute in Frage gestellt, entwickelt und so einer höheren Wirklichkeit eingefügt wird.

Den Rahmen der Geschichte bildet die Tätigkeit des Vorgeschichtlers Peter Hagmann, der auf jenem Berg Grabungen durchführt. Aus seinem Zettelkasten kommen knappe Notizen, wissenschaftlich, nüchtern, elliptisch. Sie stehen kontrapunktisch zu den bilderreichen Darstellungen der Epochen des Bergs. Erst wird vermerkt: „Die Urschel, nach ausgestorbener Überlieferung den Berg bewohnend“, dann tritt sie selber den Burschen entgegen und schenkt ihnen das Korn zur Aussaat. Erst erscheinen die Prozentzahlen der Pollenanalyse, dann wuchern Baum und Gebüsch. Die Geschichte des Bergs ist zunächst einmal Naturgeschichte. In einer Fülle von Bildern wird das gärende Wachsen und Leben der Frühzeit vergegenwärtigt. Arten lösen sich ab, Quellen versickern, Quellen entstehen, aber immer: „die Ohnmacht des Entstehens, die Lust der Heraufkunft“.

Der Mensch bringt ein Neues mit. Tradition wird sichtbar, Entwicklung zeichnet sich ab; aber auch die Gleichartigkeit der Epochen. Ein Krieg in der Hallstattzeit – die Unterlegenen bedienten die Eroberer „und drückten ihre Bewunderung aus für alles, was jene taten und an sich trugen, priesen ihr Schuhwerk, ihre Bewaffnung, den Schnitt ihrer prall sitzenden Hosen. Sie hielten den eigenen Kram spottend dagegen, und es schien ihnen nicht wunderbar, daß der Himmel jene begünstigte, die solche Hosen trugen. Sie paßten auf und merkten sich ihre Weise, lustig zu sein, obwohl sie wenig verstanden, damit sie ihnen schnell ähnlich würden.“ Die Parallele liegt nicht fern. Und umgekehrt: die Bucheles-Sammler der Nachkriegszeit – „sie kehrten aus ihren Städten zurück in die Vorgeschichte“. Entwicklung? So folgt der Hasel die Eiche, der Eiche die Buche.

Die Historie gibt nicht viel Sinn her. Der Sinn ruht in den „mythischen“ Bildern: die Urschel, spendend und segnend; das Schiff im Berg, Bild der Hoffnung und der

Verheißung. Der eigentliche Bruch tritt ein, als diese Bilder sich nicht mehr anreichern, sondern verblassen und verkümmern. Die Namen sickern ins Alltägliche: die „Helferinnen“ sind nicht mehr die todlosen Wesen des Bergs, es sind die weiblichen Bediensteten einer Luftwaffeneinheit; der „Nachtjäger“ fährt nicht mehr gewaltig durchs Gewölk, er sitzt in seiner Maschine und wird von Radarstationen gelenkt. Der Mensch hat sich aus der Natur erhoben, hat sie dienstbar gemacht. Er „pflanzt nach der Schnur“, er läßt „gegen Eintrittsgeld die Natur auf sich wirken“. Aber die Natur bleibt stumm und vordergründig. Fortschritt als Sinnverlust – das Wissen darum führt zu einer ironischen Spannung. Manchmal zündet der Funke; an der Grenze unserer Wirklichkeit tauchen die alten Bilder auf. Dem jungen Seminaristen zeigt sich im Angesicht des Todes die Urschel mit ihren roten Strümpfen; Hagmann und seine Kollegin sehen, als sie die Liebe wagen, das Schiff im Berg. Aber die Bilder vermögen den Alltag nicht mehr festlich zu durchdringen. Das Festliche sind jetzt Betriebsausflüge, Omnibuskolonnen, Lautsprecher, wohlverzäunte Tropfsteinhöhlen.

Man wird hier die schwäbischen Vorbilder weniger gern sehen; aber es sind die Tropfsteinhöhlen der Alb. Sie sind es und sie sind es nicht. Gaisers Buch ist kein Albführer mit eingebauter Liebesgeschichte, kein folkloristisch drapiertes Wanderbuch. Gerd Gaiser stellt in Frage: Heimat und Heimatlosigkeit, Heimatpflege und Heimatrummel. Nur so viel darf gesagt werden, daß das Buch auch aus den besten Kräften dieser Heimat gespeist ist und ohne Lüge in die Dichtung rettet, was in der Wirklichkeit vielleicht schon verloren ist. *H. Bausinger*

Heimat Baden-Württemberg, herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner und Otto Heuschele. 375 Seiten, 8 Tafeln, Halbleder DM 14.80. Carl Pfeffer Verlag Heidelberg. – Der Plan dieses „Heimatbuches von Main und Neckar zum Bodensee“ ist bei den Herausgebern aus der Absicht heraus entstanden, die beiden Landesteile Baden und Württemberg „auch im Erlebnis der Bewohner zu einer Einheit zu verschmelzen“. Und auf diesem Gebiet ist noch sehr viel zu tun. Denn zunächst wurde und wird die Zusammenlegung in weiten Kreisen der Bevölkerung als ein mehr oder weniger willkürlicher Verwaltungsakt empfunden. Die Geschichte lehrt aber, daß scheinbar gewaltsame Gebietszusammenlegungen im Lauf der Zeit zu lebendigen Staatsgebilden zusammenwachsen. Die besten Beispiele dafür sind das einstige Königreich Württemberg und das einstige Großherzogtum Baden. Beide Länder waren zunächst künstliche Gebilde von Napoleons Gnaden, zusammengelegt aus kleinen Fürstentümern, Grafschaften, Grundherrschaften, Abteien und freien Reichsstädten. Ein halbes Jahrhundert später waren sie geschlossene Staaten, deren Bewohner ein starkes einheitliches Geschichtsbewußtsein und Staatsgefühl hatten – so stark, daß sie es heute nur ungern opfern. Aber sollte heute im 20. Jahrhundert ein Verschmelzungsprozeß nicht möglich sein, wie es sich im 19. Jahrhundert reibungslos und zum Wohl der Landesbewohner vollzogen hat? Auf dieses Ziel hin sind die Beiträge ausgewählt. Es geht darum, die Sonderart der Landschaften, die Stammeseigentümlichkeiten und das Geisteserbe beider Landesteile dem Leser nahezubringen, um dadurch mitzuschaffen an der inneren Einheit des neuen Bundeslandes, das unsere Heimat ist. Das Buch gehört vor allem in die Hand der jungen Menschen, die – wie Bundespräsident Heuß in seinem Geburtsort sagt – von den Verstimmungen „in ein paar Jahrzehnten gar nichts mehr wissen werden“, wenn auch vielleicht manche Älteren noch etwas grollen und vergangenen Zeiten nachtrauern. *Rühle*

Hohenzollern von Walther Genzmer mit Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner, Deutscher Kunstverlag 1955, DM 12.80. – Der Deutsche Kunstverlag hat einen guten Griff getan, als er die führende Photographin Südwestdeutschlands und den Landeskonservator von Hohenzollern für das neue Werk der Reihe „Deutsche Lande, deutsche Kunst“ verpflichtete. Die eigens hierfür gefertigten Aufnahmen, die durch solche von Haselmeier-Sigmaringen und Weber-Hechingen ergänzt werden, zeugen nicht nur von voller Meisterschaft über die technischen Mittel, sondern auch von einem geschulten Blick für den besonderen wissenschaftlichen Zweck eines jeden einzelnen Bildes und gerade darin für die künstlerische und kunstgeschichtliche Eigenart des photographischen Gegenstandes. Die reiche Anschauung, welche die 96 Tafelabbildungen vermitteln, ist so von hohem und eigenem Wert. Sie zeigen im übrigen auch, wie vorbildlich das auf dem Gebiet der Denkmalpflege in Hohenzollern Geleistete ist. Der 29 Seiten umfassende Text von Walther Genzmer bewältigt die Schwierigkeiten, welche die Kunstgeschichte eines, erst dem frühen 19. Jahrhundert entstammenden politischen Gebildes bietet, in der besten Weise. Die Beschränkung der Darstellung nämlich auf einen so beschaffenen Raum führt ihn zunächst zur Hervorhebung von vielem, meist wenig beachtetem, wertvollem Kunstgut (etwa des, aus Kloster Heddingen stammenden, Golgathagemäldes des Meisters von Meßkirch, der Grablegungsgruppe von Walbertsweiler, des Wohnraumes in der Bannmühle Heiligenzimmern), zum Teil auch der Museen (Hausaltären von 1525 im Museum Sigmaringen). Sodann nützt der Verfasser die Möglichkeiten der Herausarbeitung der kunstgeschichtlichen Beziehungen, in denen naturgemäß das fast vom See bis an den Neckar sich erstreckende Land stehen muß, voll aus. Wir erfahren beispielsweise viel über die Einflüsse des Seegebietes (Konstanzer Kirchentyp in Veringendorf, Konstanzer Malschule in den Fresken des 14. Jahrhunderts am gleichen Ort – hinzuweisen wäre etwa auch auf die Einflüsse der Seeplastik bei der erwähnten Grablegung –, sodann die Werke der Überlinger Bildhauer V. Moll und H. U. Glöckler, der beiden Esaias Grueber aus Lindau). Daneben tritt gegen 1500 der Einfluß der politisch mächtig gewordenen Städte des Nordens, so in der einst pseudobasilikalen Kirche in Laiz, ferner in der vermutlich von Reutlinger Steinmetzen errichteten Kirche in Hettingen und dem ebenfalls von Reutlinger Meister gearbeiteten Sakramentshaus von Stetten.

Groß ist die Bedeutung der Ulmer Plastik aus der Zeit um 1500, deren Glanzstück in Hohenzollern der Altar des B. Zeitblom und Syrlin d. J. in Bingen ist, wo sich auch eine Beweinungsgruppe von Martin Schaffner befindet, während Feldhausen eine Mutter Gottes aus der Werkstatt von Gregor Erhart besitzt. Allmählich kommt es auch zur Wirksamkeit örtlicher Kräfte, so der Brüder Strüb, die um 1500 die Pfarrkirche Hettingen ausmalten; Ulmer Einfluß wird auch hier deutlich. An den Meistern Wendelin Nuferer aus Herrenberg, der den ornamentalen und zum Teil auch figürlichen Stuck in St. Lutzen bei Hechingen ausführte, Hans Amann aus Villingen, der Grabdenkmäler in der Hettinger Stadtpfarrkirche sowie Kanzel und Stuckfiguren in St. Lutzen bei Hechingen fertigte, ferner den Brüdern Taubenschmid, Bildhauern aus Hausen im Killertal, wird der Reichtum der Spätrenaissance an kleineren, in ihrer Art einflußreichen Kunstmittelpunkten deutlich. Im Barock endlich steht Hohenzollern unter den weit reichenden Einflüssen der in Oberschwaben arbeitenden Meister. Zu den Graubündenern gehören Balbieri in Frohnstetten und Albrecht in Sigmaringen, zu den Vorarlbergern Michael Beer, vor allem in Inzigkofen, Jodokus Beer in Habstal und Wald (hier vielleicht mit Franz Beer); dazu kommen

Christian Wiedemann in Wald, J. M. Fischer in Haigerloch, Franz Anton Bagnato in Hohenfels und Liggersdorf, d'Ixnard in Hechingen. Von den oberschwäbischen Bildhauern sind Felizian Hegenauer aus Pfullendorf und Josef Christian aus Riedlingen vertreten. Groß ist die Zahl der namhaften Stukkatoren, denen wir einen guten Teil der barocken Herrlichkeit Hohenzollerns verdanken; zu nennen sind die Schmutzer, C. de Mola, Johann und Nikolaus Schütz, J. J. Schwarzmann, J. M. Feichtmayer, I. A. Feichtmayer. Bedeutende Fresken führten Gottfried B. Götz und J. J. Wegscheider aus. Daneben treten die Einheimischen nicht zurück: Chr. Großbayer als Architekt, J. G. Weckenmann in Haigerloch und Frz. M. Hobs in Sigmaringen als Bildhauer, dazu M. von Ow als Maler. Übrigens sind auch neuere Erscheinungen, wie die Burg Hohenzollern mit ihrer historisierenden Gotik, die heute schon historisch und denkmalwürdig geworden ist, oder die Beuroner Kunstschule behandelt. So kann dieser Band, der die schönste Anschauung der Meisterwerke Hohenzollerns und reiches Wissen vermittelt, jedem Kunstfreund wärmstens empfohlen werden. *Schabl*

Der Schussenrieder Bibliothekssaal und seine Schätze und *Das Schussenrieder Chorgestühl* von Alfons Kasper; beide im Libertas-Verlag Erolzheim 1954, DM 3.80 und 3.20. – Die beiden, mit je rund 30 Tafelabbildungen versehenen und nicht zuletzt darum höchst preiswerten Bändchen stellen Vorarbeiten zu einem noch nicht veröffentlichten Werk „Das Prämonstratenser Stift Schussenried/Bibliotheksräume und ihre Schätze“ dar, auf dessen Erscheinen wir hoffentlich nicht allzu lange zu warten brauchen. Denn dieses wird, nach den vorliegenden beiden Proben, die erste wirklich authentische, sämtliche Gebiete der Kulturgeschichte umfassende Darstellung eines schwäbischen Reichsstiftes sein. Der Verfasser verbindet die genaueste Kenntnis der zitierten Quellen mit der der einschlägigen Gesamtliteratur, die in wertvollen bibliographischen Teilen nachgewiesen wird. Dabei wird deutlich, wie viel bisher kritiklos abgeschrieben wurde und wie bitter notwendig es ist, archivalische Quellenarbeit zu leisten. Hier liegt das vor, was man von einer wissenschaftlichen Arbeit erwarten darf: Quellenstoff aus erster Hand, eingeordnet in die Zusammenhänge des bisher Bekannten. Dies gilt nicht nur für die rein kunstgeschichtlichen Sachverhalte, vor allem hinsichtlich Makeins und Emeles, sondern hauptsächlich für die Ikonographie, die in das weite, größtenteils unbearbeitete Feld der barocken Geistesgeschichte führt. Hier schöpft der Verfasser ganz aus dem Vollen. Man wünscht die beiden, für Jeden erschwinglichen Werke in den Händen aller vielseitig gebildeten Heimatfreunde. *Schabl*

Gottlob Ernst, 6000 Jahre Bauerntum im oberen Gäu. Lieferung 3. Diese 3. Lieferung führt mitten hinein in die Geschichte des Dorfes und handelt von der „Herrschaft“ und dem „Grundherrn unserer Bauern“ an der Hand aller irgendwie erreichbaren und für Deckenfronn bedeutsamen Urkunden, wobei auch die so oft erscheinenden, uns heute fremden Begriffe wie Gerichtsherr, Vogtei, Leibherr, Zentherr, Grundherr, Gült, Hellerzins, Fronhof, Widemhof u. a. sehr geschickt eingeführt und erklärt werden. Desgleichen die Forderungen des Bauernkrieges und ihre Ursachen und die bekannten „Ablösungen“ im 19. Jahrhundert. Hier sieht man wirklich hinter die Kulissen eines Dorfes. Das ist Heimatkunde im wahren Sinne, wei man sie eben nur an einem Dorf aufklären kann. Diese gründliche Arbeit kann Vorbild für viele andere sein. *Schwenkel*

Stuttgart im 19. Jahrhundert, herausgegeben von Gustav Wais. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Ganzleinen DM 14.80. – Welche Stadt in deutschen Landen kann sich rühmen, solch einzigartige Bilderwerke ihres Bestandes an Bau- und Kunstdenkmälern zu besitzen, wie gerade Stuttgart in den bereits vorliegenden Publikationen seines städtischen Denkmalpflegers Gustav Wais. Er legt jetzt eine Publikation vor, die in einer selbst den Kenner der Stuttgarter Stadtgeschichte überraschenden Aquarellsammlung das Stadtbild Stuttgarts vorwiegend um die Jahrhundertwende zeigt. Es sind Aquarelle des Stuttgarter Malers August Federer, die fast alle unbekannt sind.

Die Bildersammlung ist dem verstorbenen einst in Stuttgarter Kreisen hochgeschätzten Justizrat Dr. Kielmeyer zu verdanken, der aus Liebe zu seiner Vaterstadt den Kunstmaler August Federer um die Jahrhundertwende beauftragte, das Stadtbild Stuttgarts in seinen Baulichkeiten, Straßenbildern und den heimeligen Winkeln der Nachwelt in mehr als 100 Aquarellen festzuhalten. Es ist zu bedauern, daß diese Lebensarbeit Federers, dieses echten Heimatkünstlers, nicht als geschlossene Sammlung der Stadt Stuttgart erhalten werden konnte, sondern nach der Währungsreform in alle Hände zerstreut wurde. Photographien sind bewußt ausgeschieden, wodurch die Bildersammlung, durch das Auge eines Malers gesehen, zu einem einheitlichen Ganzen abgestimmt wird. Einige Gemälde, Aquarelle, Stiche, Lithos wohl von anderer Hand, aus der eigenen Sammlung des Verfassers, sind dazwischen gereiht, soweit eine Ergänzung der dargestellten Bauwerke und Straßenzüge der Vollständigkeit halber als nötig erschien. Diesen der Wirklichkeit abgelassenen Bildern ist eine liebenswerte Heimattreue abzuspüren.

Der Künstler läßt uns in lebendigen Farben die alten Häuser aufleben, die Gassen und manche anheimelnde Winkel des alten versunkenen Stuttgart, durchweg in malerischen Motiven, die uns Älteren zum Teil wohl vertraut waren. Noch standen die Legionskaserne, der Kleine Bazar und der erste Bahnhof neben dem Marquardt, Stuttgarts berühmtestem Hotel. Aber einen Olga-, Friedrichs-, Wilhelms- oder Eberhardsbau gab es damals noch nicht. Auf dem Gelände des heutigen Schloßgartenhotels beim Königstor wieherten die edlen Pferde des Königs und wo heute der goldene Hirsch in luftiger Höhe über trostlosen Ruinen sein Dasein fristet, feierten dazumal Tenore und Primadonnen ihre Triumphe in Stuttgarts altem Hoftheater.

Jede Bildseite wird mit stadt-, bau- und kunstgeschichtlichen Angaben erläutert und oft durch erzählende und anekdotische Beigaben zu einem Fundort amüsanten Merkwürdigkeiten erweitert. Auf 160 Seiten reiht sich Bild an Bild, vortrefflich reproduziert, und beim Umblättern wird eine Zeitepoche vor mehr als 60 Jahren lebendig, von deren Gemütlichkeit und Behaglichkeit sich nichts mehr ahnen läßt. So zeigt das Buch unser liebes altes Stuttgart, wie es einmal wirklich war. *W. Weber*

Schillers Werbung um Lotte von Karoline Bruder-Krauß, A. Rempis-Verlag, Marbach 1955. Die kleine, nur 16 Seiten umfassende Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Menschen Schiller lebendig werden zu lassen und löst diese Aufgabe, in dem sie uns mit dem Werden der, bezeichnenderweise lange Zeit ein offenes Bekenntnis scheuenden, Liebe Schillers zu Charlotte von Lengefeld in der ansprechendsten Weise an Hand von Briefen unterrichtet. Es ist ein kleines Werk, das man vor allem in den Händen der heranreifenden Jugend wissen möchte, wozu beizutragen jedermann insofern in der Lage sein dürfte, als der Preis nur 80 Pfg. beträgt. *Schabl*

Alfred Weitnauer, *Heimatkultur Gestern und Heute*. Kempten 1955. Der Heimatpfeiler von Bayr.-Schwaben, der sich auch bei uns infolge seiner umfassenden und weitblickenden Arbeit in der Pflege einer bodenständigen, volksgebundenen Heimatkultur großen Ansehens erfreut, hat als 5. Sonderheft der Reihe „Schwäbische Heimatkunde“ dieses neue Bändchen mit zahlreichen Bildern (Beispiel und Gegenbeispiel) und einem geistreichen, ins Schwarze treffenden Text herausgegeben. Wir empfehlen es unseren Lesern auf das wärmste zum Anschaffen und Lesen.

Schwenkel

„Franken“, Land, Volk, Geschichte und Wirtschaft. Herausgegeben und bearbeitet von Conrad Scherzer. 500 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen, Abbildungen und Faltkarten. Verlag Nürnberger Presse, Drexel, Merkel & Co., Nürnberg 1955. Preis 21.- DM.

Des dreibändigen Sammelwerkes erster Band ist vor kurzem in Nürnberg erschienen. Dem Verfasser ist höchlich zu danken, daß er das umfangreiche und schwierige Werk angefaßt und nun in seinem ersten Hauptband vollendet hat. Da der „Schwäbische Heimatbund“ in seiner Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ trotz des oft kritisierten „schwäbisch“ auch die Belange des fränkischen Württemberg und der hohenlohischen Gebiete wahr, muß die „Schwäbische Heimat“ Notiz von diesem umfassenden Buchwerk über Franken nehmen. Vom Fichtelgebirge bis zum Odenwald, von der Rhön bis zum Kocher ist in diesem ersten Band „Franken“ die geographische, landschaftliche, naturwissenschaftliche, vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Struktur des gesamten Frankenlands in ausgezeichnete Weise beschrieben, durch sehr instruktive Karten, Zeichnungen und Photos ausgeschmückt und mit berehenden Worten der Heimatliebe und Heimatverbundenheit geschildert. Franken, das „Herzland des ehemaligen Heiligen Deutschen Reiches Römischer Nation“ ist den Lesern nahegebracht und auch über unser württembergisches Franken finden sich ausführliche Beschreibungen im Buch, die Frage der stammesmäßigen, kultur- und sprachmäßigen Zusammengehörigkeit mit dem Gesamtfranken ist hervorragend untersucht und durch die Schlüssigkeit der Untersuchungen eindeutig aufgezeigt. Unter dem Wort Riehls, daß ein Gang durchs Tauberland ein Gang durch die deutsche Geschichte sei, wird unser – wie es das Buch nennt – „Neckarfranken“ als eine der Kernlandschaften des alten Ostfranken in seinem Werden und seiner landschaftsgeographischen Verbundenheit mit Gesamtfranken dargestellt. Im zweiten Band, der in Vorbereitung ist, wird dieses württembergische Franken einen noch viel breiteren Raum einnehmen als Land der Geschichte und der Kunst. Was sich im Jahre 1952 auf der großen Ausstellung „Franconia Sacra“ in Würzburg schon gezeigt hat, ist in dem Gesamtwerk „Franken“ endgültig hervorgetreten: Das württembergische Franken hat einen sehr großen Anteil, wenn nicht, im Vergleich mit seiner kleinen Ausdehnung, den größten Anteil an bedeutenden Werken zur fränkischen Kunst und Geschichte beizutragen. Für alle Freunde der Heimatgeschichte und Heimatkunde ist dies so verständliche und abseits aller akademischen Disputationen entstandene Buch, das deswegen trotzdem eine nicht zu überbietende wissenschaftliche Genauigkeit aufweist, eine schon lang erwartete, hochwillkommene Fundgrube über die Geschichte der Zusammenhänge der gesamtfränkischen Landschaft und eine auf höherer Ebene geschaffene und dargestellte Lösung der in württembergisch Franken oft diskutierten Frage der Zugehörigkeit des neckarfränkischen zum gesamtfränkischen Lande.

Rudolf Schlauch

Der Landkreis Crailsheim. Im Zuge der im Jahre 1938 durchgeführten Kreiszusammenlegungen verlor das Oberamt Gerabronn seine Selbständigkeit und wurde ein Teil des Kreises Crailsheim. Damit war auch die alte Kreis- bzw. Oberamtsbeschreibung überholt; eine neue hat lange Jahre gefehlt, und die Bürger des Kreises Crailsheim werden sich freuen, zu erfahren, daß das Statistische Landesamt die „neue Reihe seiner amtlichen Beschreibungen“ mit dem Band Crailsheim eröffnet hat. Es ist ein stattlicher Band geworden, der auf nahezu 500 Seiten mit ausführlichem Literaturverzeichnis und Ortsregister in Teil 1 eine ebenso gründliche wie sachlich zuverlässige Beschreibung des Kreises „als Ganzes in seinen verschiedenen Erscheinungsformen“ und in Teil 2 eine systematische Aufschlüsselung des gesamten statistischen Materials in Gemeinde- und Ortsbeschreibungen darbietet. Die Verfasser der einzelnen Kapitel („Die Natur des Kreises“, „Das geschichtliche Werden“, „Öffentliches und kulturelles Leben“, „Die Bevölkerung und ihre Siedlungen“, „Wirtschaft und Verkehr“) führen in großen Linien in die wissenswerten Tatsachen ein. Sie verfügen ausnahmslos über eine profunde Kenntnis des reichen Materials, das zu erarbeiten in jedem Falle einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Arbeit erfordert, und so sehr sie sich, dem harten Gebot des beschränkten Raums gehorchend, auf die Darstellung der Tatsachen beschränken, so spürt der Benützer des Werkes beim Lesen doch immer wieder die Liebe zum Gegenstand heraus, die ihnen außer der Sachtreue die Feder führte. Wenn man sich etwas eingehender in die Beschreibungen vertieft, die sich im Grunde genommen nur mit trockenem Wissensstoff beschäftigen, so wundert man sich immer wieder darüber, wie reizvoll und geradezu spannend die Lektüre werden kann, da aus ihnen nicht selten geschichtliches Schicksal in Vergangenheit und Gegenwart zu uns spricht.

Diese Erfahrung gilt besonders für den zweiten Teil, in dessen Mittelpunkt das Leben der Gemeinden und Siedlungen steht. Darin werden zwar, einem bestimmten Schema folgend, das einen raschen Überblick erleichtert, nur die Fakten der Statistik mitgeteilt. Aber gerade hier können einem die Zahlen oft zu Bildern werden, aus denen sich wirkliches Leben ablesen läßt. Man sehe sich daraufhin etwa einmal die nackten Zahlenreihen an, die die Bevölkerungsbewegung markieren, und aus denen sich Schicksalsjahre wie 1933 und 1945 vielerorts sehr deutlich herausheben. Eine spürbare Zunahme der Bevölkerung ist nur in den größeren Orten (wie Crailsheim, Blaufelden und Gerabronn) zu verzeichnen, wo besondere Voraussetzungen für ein Wachstum der Bevölkerung gegeben sind. Dagegen zeigt das Gleichbleiben der Einwohnerzahlen in abgelegenen Weilern durch Jahrzehnte hindurch, wie verhältnismäßig ruhig der Fluß des Lebens auch in unserer aufgeregten Zeit dort noch strömt, wo der Bauer das Bild bestimmt. Freuen wir uns darüber – es sind Inseln des Friedens, in denen zwar auch Traktoren und Motorräder knattern, wo das bäuerliche Jahr sich aber doch noch im ewigen Gleichmaß von Saat und Ernte und Ernte und Saat erfüllt.

In den Schulen und Ämtern wird das neue Kreisbuch bald zum unentbehrlichen Handwerkszeug und Arbeitsmittel gehören. Man wünscht es darüber hinaus aber auch in die Hände vieler „Laien“, denn es vermag den Bürgersinn der Kreisbewohner und die Heimatliebe, das Wissen um die Heimat, zu fördern und zu mehren, und das Blättern darin führt uns immer wieder zu überraschenden Erkenntnissen. Der Verlag des „Franken“ (Wankmüller, Gerabronn) hat den umfänglichen Band zu dem billigen Preis von DM 8.50 herausgebracht, worüber man sich im Interesse einer weiten Verbreitung des gediegenen Werkes aufrichtig freut.

H. Langenbacher

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Rottweiler Tage

Baar mit Südwestalb, Schwarzwald und Hegau

21.–27. Juli 1956

Wir sind heute in der Lage, das in Heft 1, S. 33–34 abgedruckte Programm unseres diesjährigen Ferienkurses durch Angaben über die Kosten von Unterbringung und Verpflegung sowie die Teilnehmergebühren der Studienfahrten zu ergänzen. Am Schluß werden einige Programmänderungen bekanntgegeben.

Für Unterbringung und Verpflegung stehen Hotels und Gasthäuser zur Verfügung. Der Preis für Vollpension beträgt im Hotel Lamm 12 DM, im Badhotel 11 DM, im Hotel Paradies, in der Alten Post und im Hotel Zink 10 DM, in den Gasthäusern zum Löwen, Mohren und Adler 8 DM; zu den angegebenen Preisen kommen 10% Bedienung. An den drei Tagen, da die ganztägigen Studienfahrten unternommen werden, wird das Mittagessen in kalter Form mitgegeben. Falls keine Vollpension gewünscht wird, beträgt die Übernachtung in den Hotels 4 bis 5 DM, in den Gasthäusern 3.50 DM; das Frühstück ist verbindlich und kostet zwischen 1.80 und 2 DM. Auch auf diese Preise kommen 10% Bedienung. Für in Berufsausbildung befindliche Personen kann, wenn sie sich rechtzeitig melden, eine Sammelunterkunft (Jugendherberge) und, gegebenenfalls, Gemeinschaftsverpflegung beschafft werden.

Die Teilnehmergebühren für die ganztägigen Fahrten betragen zwischen 6.50 und 8.50 DM, für die halbtägigen 3.50 DM.

Ferner geben wir folgende Programmänderungen bekannt. Das geplante öffentliche Volksliedersingen entfällt, an seine Stelle tritt eine Darbietung, die in Heft 3 angezeigt werden wird. Die Vorträge sollen um ein Referat über die Zimmersche Chronik, die für die Kulturgeschichte des Südwestraumes unserer Heimat von hoher Bedeutung ist, bereichert werden. In Donaueschingen werden die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen am Karlsplatz (Gemäldegalerie von Rang, kulturhistorische, naturhistorische und prähistorische Sammlungen) und die Schauräume des Fürstlich Fürstenbergischen Schlosses sowie die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek (Handschriften) besucht, so daß ein Gesamtbild von Kunst und Kultur des Fürstlich Fürstenbergischen Hauses in Donaueschingen vermittelt wird; hierbei führt u. a. Dr. Altgraf Salm. Weitere Programmänderungen und sonstige auf die Veranstaltung bezüglichen Nachrichten

werden den Teilnehmern, die sich bei der Geschäftsstelle melden (Teilnahmebedingungen in Heft 1 S. 33), laufend bekanntgegeben.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Wir verweisen auf die ausführliche Bekanntgabe in Heft 1, S. 34, und fügen hinzu, daß die Teilnehmergebühr bei der Orgelfahrt mit Dr. Supper am Pfingstmontag 6 DM beträgt.

Jahreshauptversammlung 1956

Die Anzeige in Heft 1 S. 35, ergänzen wir durch den Hinweis, daß die Festrede am Vormittag des 17. Juni Prof. Percy Ernst Schramm, Göttingen, halten wird. Die Quartiere (Übernachtung mit Frühstück) werden von der Geschäftsstelle besorgt. Bei der Freilichtaufführung „Die Bürger von Calais“ erhalten die Teilnehmer auf die Preise von 2.50 bis 5.50 DM 30% Ermäßigung (Kartenbestellungen über die Geschäftsstelle). In die übrigen Veranstaltungen ist der Eintritt frei.

Tagungen für Baugestaltung auf dem Lande

Die nächste Tagung, die wiederum gemeinsam mit dem BDA veranstaltet wird, wird voraussichtlich am 1. und 2. Juni in Schloß Montfort, Langenargen, stattfinden und Besichtigungsreisen nach Österreich und die Schweiz bringen. Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle.

Studien- und Lehrfahrten im Sommerhalbjahr 1956

Wir verweisen auf die ausführliche Anzeige in Heft 1, S. 36–40. Die drei Fahrten ins Elsaß, die Vogesen und nach Mömpelgard sind besetzt, Vormerkungen können mit Vorbehalt angenommen werden; bei genügender Beteiligung wird eine vierte Fahrt am 23. bis 25. Juni unternommen werden, wir bitten gegebenenfalls um Voranmeldung. Die Teilnehmergebühr an der Halbtagsfahrt „Backnanger Bucht“ am 7. Juli beträgt nicht 12 DM, wie irrtümlich bekanntgegeben, sondern 4.40 DM. Die ganztägige Studienfahrt „Hohenzollern“ findet am Sonntag, 16. September statt. Abfahrt, wenn nichts anderes verlautet, durchweg Stuttgart, Karlsplatz.

Der Arbeitskreis heimatvertriebener Volkskundler im Schwäbischen Heimatbund

Vor nunmehr über zwei Jahren wurde durch den Schwäbischen Heimatbund ein „Arbeitskreis heimatvertriebener Volkskundler“ gebildet. Dieser Arbeitskreis dient dem Gedankenaustausch über Fragen der Volkskunde der Heimatvertriebenen zwischen im Lande jetzt lebenden heimatvertriebenen Vertretern der Volkskunde und einheimischen Volkskndlern. Entsprechend dieser Aufgabe gehören dem Arbeitskreis neben heimatvertriebenen Volkskndlern auch einige, an diesen Fragen besonders interessierte einheimische Volkskundler an, da der eigentliche Zweck des Arbeitskreises eben der Austausch zwischen Heimatvertriebenen und Einheimischen, ein gegenseitiges Geben und Nehmen auf dem Gebiet der Volkskunde, ist. Der Arbeitskreis tritt im allgemeinen alle zwei Monate zu einer Sitzung in Stuttgart zusammen, zu der im Zusammenwirken mit dem Schwäbischen Heimatbund die Württembergische Landesstelle für Volkskunde einlädt. In den Sitzungen wird jeweils ein bestimmtes Thema durch ein Referat behandelt, an das sich eine längere und gründliche Aussprache anschließt. Mit diesen Referaten kommen sowohl die heimatvertriebenen Mitglieder des Arbeitskreises zu Wort, die über ihre eigenen Forschungen in der alten Heimat und in der neuen Heimat berichten, wie auch die einheimischen Mitglieder mit Berichten über ihre Forschungen zur Heimatvertriebenen-Volkskunde.

Seit Bestehen des Arbeitskreises, der seine Gründungssitzung am 27. Januar 1954 hatte, wurden folgende Themen behandelt:

27. 1. 1954 Dr. F. H. Schmidt-Ebhausen: Die Vertriebenen-Siedlung Eichenau bei Riedlingen (vgl. den Aufsatz des Vortragenden „Volk unterwegs – eine ungarndeutsche Siedlung in Oberschwaben“ in der Schwäbischen Heimat, 4. Jg. 1953, S. 212–216);
Dr. F. H. Schmidt-Ebhausen: Stubenspiele aus dem Ofner Bergland in der neuen Heimat (vgl. den Aufsatz des Vortragenden „Zwei ungarndeutsche Weihnachtsspiele in der neuen Heimat“ in der Zeitschrift für Volkskunde 50. Jg. 1953, 3/4. Heft, S. 271–289).
24. 3. 1954 Dr. Walter Maschlanka: Die Eheschließungen zwischen Vertriebenen und Nichtvertriebenen in Baden-Württemberg (vgl. den Aufsatz des Vortragenden „Die Vertriebenen im Spiegel der Statistik der Eheschließungen in Baden-Württemberg“ in der Schwäbischen Heimat, 5. Jg. 1954, S. 229–231).
11. 5. 1954 Dr. Karlheinz Schaaf: Donauschwäbische Volksliedlandschaften.
21. 7. 1954 Dr. F. H. Schmidt-Ebhausen: Die Zips – Bilder aus einer deutschen Sprachinsel.
15. 9. 1954 Rektor Alfons Urban: Entwicklung und Bedeutung der Gablonzer Industrie; a) in der alten Heimat.

10. 11. 1954 Rektor Alfons Urban: Entwicklung und Bedeutung der Gablonzer Industrie; b) in der neuen Heimat.
12. 1. 1955 Dr. Eugen Bonomi: Deutsche aus dem Ofner Bergland in neuer Heimat (vgl. den gleichnamigen Aufsatz des Vortragenden im Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen I/1955, S. 66–76).
13. 4. 1955 Im Anschluß an die Vorträge von Rektor Alfons Urban über die Gablonzer Industrie Exkursion nach Schwäbisch Gmünd zur Besichtigung von Betrieben der dort angesiedelten Gablonzer.
25. 5. 1955 Dr. F. H. Schmidt-Ebhausen: Die Arbeit der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde auf dem Gebiet der Heimatvertriebenen-Volkskunde (vgl. die Aufsätze des Vortragenden im Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen I/1955 „Wandlungen des volkstümlichen Lebens“, S. 145–149, und „Aus der Arbeit der Württ. Landesstelle für Volkskunde“, S. 217–222).
13. 7. 1955 Erich Sloscheck: Das deutsche Südmährerland.
12. 10. 1955 Dr. Karl Stumpp: Rußlanddeutschtum – Geschichte und gegenwärtige Lage.
14. 12. 1955 Dr. Rudolf Pechhold: Der Schönhengstgau und seine Menschen.
8. 2. 1956 Dr. F. H. Schmidt-Ebhausen: Das Herodes-Spiel aus Radautz im Buchenland (Bild-, Film- und Tonbandaufnahmen aus der Buchenländer-Siedlung Bösau bei Stuttgart-Vaihingen).

Der Arbeitskreis umfaßt rund 40 Mitglieder, von denen 8 einheimische Volkskundler sind, die aber größtenteils über eigene Kenntnisse deutscher Siedlungsgebiete im Ausland verfügen und sich gegenwärtig mit der Vertriebenen-Volkskunde eingehend befassen. Die Mitgliederzahl soll bewußt so niedrig gehalten werden, da nur ein kleiner Kreis ausgewählter Fachkenner fähig und in der Lage ist, im unmittelbaren Gespräch die oft schwierigen Fragestellungen wissenschaftlich zu behandeln. Trotzdem wird nicht hinter verschlossenen Türen gearbeitet, denn die in den Arbeitssitzungen gewonnenen Erkenntnisse werden von jedem einzelnen Teilnehmer mit hinausgenommen in seinen persönlichen, landsmannschaftlichen und beruflichen Lebenskreis, wo er sie fruchtbar auswerten und weitergeben kann.

Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

Berichtigung

In der Mitteilung S. 26 Heft 1/1956 daß Mozarts Geburtshaus in Salzburg im zweiten Weltkrieg zerstört worden sei, ist bedauerlicherweise das Geburtshaus mit dem Wohnhaus Mozarts verwechselt worden. Das Wohnhaus ist völlig zerstört und auch nicht wieder aufgebaut worden während das Geburtshaus unversehrt an seinem alten Platz steht.